

Jan Koneffke

Ein Sonntagskind

Roman

Galiani
Berlin



1. Auflage 2015

Verlag Galiani Berlin

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Autorenfoto: © Reinhard Öhner

Lektorat: Wolfgang Hörner / Jonathan Sprenger

Gesetzt aus der Sabon

Satz: abavo GmbH, Buchloe

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-86971-107-2

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Fertigmachen zum Sterben

Gegen Ende November begann Konrad Kannmachers Krieg, knapp sechs Monate vor dem Zusammenbruch. Man schickte den jungen Soldaten nach Bromberg in der Woiwodschaft Kujawien-Pommern, westlich der Weichsel und nahe bei Thorn, wo er auf Partisanenjagd gehen sollte.

Zu diesem Zeitpunkt war er siebzehn Jahre, ein versponnener Bursche und schlaksiger Lulatsch, der im Feld seine Angst nicht bezwingen konnte. Nicht bereits in der pommerschen Erde verscharrt zu sein, verdankte er nur seinen Schulkameraden Erwin Pfaff, Sohn des Damenschneiders Pfaff aus Freiwalde, und Hartmut Hildebrandt, Sproß eines Buchbinders, die Konrad, den Kumpel und Freund, nicht im Stich ließen.

In seiner Ausbildungszeit beim Reichsarbeitsdienst hatte er eine wesentlich bessere Figur gemacht, und es war lediglich diese verdammte Angst, die seine Sinne vernebelte. Er empfand eine maßlose Scham vor den Freunden, die richtige Kerle waren, mutige Landser. Die beiden beißen sich nicht, wenn der Trupp Partisanennester ausbrennen mußte. Und er verfluchte den Vater daheim, seinen maulfaulen Vater, den Buchhalter Kannmacher, der ein fanatischer Kriegsgegner war.

Als Konrads Gestellungsbefehl eintraf, und er sein Zeug packte, um sich in Kolberg zu melden, wo seine Ersatzkompanie stationiert war, hatte er von diesem Vater, der sonst niemals redete, nichts als feige Ermahnungen mit auf den Weg bekommen, die in

miesmacherischen Vorhersagen gipfelten. Er erinnerte sich an das Ende des Vortrags: »Heimschleichen wirst du dich«, knurrte der Alte, »auf allen vieren wirst du wieder ankriechen, dieser Krieg ist verloren, das war er von Anfang an. Wenn es dich, Gott bewahre, nicht schlimmer erwischt, wirst du dich jaulend und armselig heimschleichen.« Und am Bahnhof, als sie sich verabschiedeten, raunte Vater, als er seinen Jungen umarmte: »Mach dich aus dem Staub, wenn es brenzlich wird. Rechtzeitig.«

Das ging Konrad nicht mehr aus dem Kopf. Vaters Bemerkung war eine Ermunterung zur Fahnenflucht, die man eigentlich anzeigen mußte. Warum tat er es nicht? Aus abscheulicher Schwachheit und Memmenhaftigkeit oder um seiner Mutter den Schmerz zu ersparen?

Bis ins Alter von sechzehn war Konrads Vertrauen in den Vater solide gewesen. Es fiel dem zu Gehorsam erzogenen Jungen nicht ein, an der Weltsicht des Alten zu zweifeln. Daß sie meistens verschwommen blieb, mehr zu errahnen war, was teils an der Redescheu hing, die den Mann umgab, einer beharrlichen, harzigen Schweigsamkeit, teils mit dem Bestreben zu tun haben mochte, seine Familie nicht in Gefahr zu bringen, hatte es Konrad erheblich erleichtert, Vaters Ideen nicht in Frage zu stellen.

Er erinnerte sich an die Sache mit der SS, die an einem Maitag im Jahr '42 alle HJler am Ufer der Wipper antreten ließ, um sie zu mustern. Anschließend ging es mit zwanzig der Jungs in die Wirtschaft am Marktplatz, wo sie Limonade bekamen und einen Wisch unterschrieben, mit dem sie sich, aus freiem Willen, als SS-Leute meldeten.

Vater bekam einen Koller, als er das erfuhr. Lautstark stritt er mit Alma, der hitlertreuen Tante, die Tag um Tag Punkt halb eins auf der Hausschwelle stand, um bei Schwester und Schwager zu Mittag zu essen. Das konnte man Alma schlecht abschlagen. Vaters Bruder, der Felix hieß, hatte sie seinerzeit vor der vereinbarten Hochzeit verlassen, war aus Freiwalde geflohen und spurlos verschwunden – das belastete Vaters Gewissen bis heute. Und Almas Mann war seit Kriegsbeginn an der Front.

Konrads Tante war stolz auf den Neffen und seine Entscheidung. »Er ist nicht mal fünfzehn«, entgegnete Vater, »seine Unterschrift hat keine bindende Wirkung, wenn wir, seine Eltern, nicht zustimmen. Und unsere Zustimmung werden wir niemals erteilen.« – »Du bist unbelehrbar, ein ewiger Querulant«, zischelte Alma am anderen Kopfbende, »denkst du niemals an deine Familie? Reicht dir deine Gestapoverhaftung nicht? Mußt du erst im KZ landen, um zur Vernunft zu kommen?« Vor dieser Drohung verstummte er. »Und das mit der Unterschrift kannst du vergessen«, versetzte sie abschließend, »das wird nicht anerkannt, Schwager.«

Unwillentlich hatte sie Vater auf eine Idee gebracht. Er mußte die eine Macht gegen die andere ausspielen, wenn er Erfolg haben wollte. Am folgenden Vormittag nahm er sich bei seinem Bankhaus frei und reiste mit Konrad nach Schlawa zum Heeresamt, wo er den Jungen als ROB eintragen ließ. Seinen Sohn bei der Wehrmacht anzumelden, als Reserveoffiziersbewerber, war der geringere Schaden, fand Vater, mit diesem Buchhalterschachzug besaß Konrads Unterschrift bei der SS keine Geltung mehr.

Ja, nahezu blind hatte Konrad seinem Vater vertraut, bis zum Abschied vom Elternhaus und dem Beginn seiner Kriegsdienstverpflichtungszeit bei der Marine, wo er ein anderes Leben kennenlernte, einen Schwung, eine Spannkraft, die Konrad begeisterten.

Heute verachtete er Vaters Ansichten. Sie waren nicht nur spießig und feige – sie waren zersetzend und spielten dem Feind in die Hand. Ludwig Kannmacher war ein langweiliger Buchhalter, der sich an Zahlen und Ziffern hielt und eine kleinliche Kriegsrechnung aufmachte, die nur aus Verletzten und Toten bestand. Von erhabenen Zwecken und Zielen hatte er keinen Schimmer.

Leider stammte er von diesem Buchhaltervater ab, der ihn mit falschen Ideen verseucht hatte. Und es ging, klarer Fall, auf das Konto des Alten, wenn er sich bei Kampfhandlungen als Versager erwies und vor seinen Freunden unendlich blamierte.

»Kleeblatt« nannten die anderen Soldaten der Einheit die drei unzertrennlichen Schulkameraden, die sich gegenseitig aus Briefen der Eltern vorlasen, begierig auf neueste Nachrichten von daheim, Erinnerungen und Heimatklatsch austauschten oder mit Weibergeschichten auftrumpften. An letzteren beteiligte Konrad sich nicht. Zum einen konnte er mit den beiden nicht mithalten, die mit Sexabenteuern in heimischen Badekabinnen, Gartenlauben und Feldscheunen prahlten. Erwin Pfaff wollte die sich unnahbar gebende Tochter des Volksschuldirektors vernascht haben. Hartmut wiederum stand mehr auf reife Semester und hatte sich mit einer U-Boots-Maats-Witwe verbandelt, die er als »Unterleibssprengstoff« bezeichnete. Sie kannten sich aus in den Hafengebieten Stettins (oder gaben das mindestens vor), wo sie richtige Orgien erlebt haben wollten.

Zum anderen war Konrads Beziehung zu Minna – eine andere Frau hatte er niemals besessen – kein Anlaß zur Angeberei. Minna war eine einfache Dienstmagd, und mit einer Magd machte man sich nicht batzig. Schlimmer als das, sie war ein halbes Polenbalg. Beim Ziehvater Ladislaus Bronek aus Lubatsch hatte sie reihenweise polnische Lieder gelernt, die der romantisch veranlagte Konrad ergreifend fand. Er mußte sagenhaft dusslig gewesen sein, sich mit dieser schlichten Mamsell einzulassen, die außer polnischen Liedern nichts vorweisen konnte. Heute ekelte er sich vor dieser Erinnerung, verstand sein Verhalten nicht mehr. Nein, es war besser, als Jungfrau zu gelten und von Minna Bronek kein Wort zu verraten, insbesondere auf einem Feldzug, bei dem sie Gefahr liefen, von polnischen Drecks-
partisanen erschossen zu werden.

Wenn sie seinen Spitznamen »Alfredo« benutzten, der an Waghalsigkeit und Verruchtheit erinnerte, Eigenschaften, die Konrad als letzte besaß, setzten Erwin und Hartmut das breiteste Grinsen auf. Alfredo war lediglich eine Verballhornung, die auf seinem anderen Vornamen Alfred beruhte, den in der Familie niemand benutzte, außer Alma (und Almas in Rußland vermisster Mann, der rothaarige, dickliche Riensberg). Gegen den

Willen von Vater und Großvater, und nur mit der seufzenden Zustimmung Mutters, hatte Alma den Namen bei seiner Geburt erzwungen, zu Ehren Alfred Heises, des Kannmacheronkels und Ex-Kolonisten im westlichen Afrika, Abenteurers und Helden der Waterbergschlacht, der mit einer Truppe von 1.500 Mann 40.000 Hereros besiegt hatte. In den zwanziger Jahren, als Textilfabrikant in Berlin, hatte er es zu Reichtum gebracht, war bereits '24 der Nazipartei beigetreten und angeblich ein enger Vertrauter von Hitler, eine Vorstellung, die Tante Alma besonders erregend fand.

Bei Ludwig Kannmacher und dessen Vater, dem mittlerweile verstorbenen Schulmeister Leopold, war Alfred Heise hingegen aufs tiefste verhaßt. Sei es aus rassehygienischem Wahn, sei es um einer sauberen Parteiweste willen, die kein Familienschandfleck verunzieren sollte, hatte der seine geistig umnachtete Schwester in aller Heimlichkeit in eine Anstalt verbracht, ohne Wissen und Zustimmung Leopold Kannmachers, mit dem sie verheiratet war. Clara wieder nach Hause zu holen, war Ludwigs verzweifelter Vater mißlungen, trotz zahlreicher Anwaltseingaben und Anfechtungen vor Gericht. Alfreds gute Beziehungen zum Leiter der Anstalt, der seinerseits mit den psychiatrischen Gutachtern kungelte, die eine strenge Verwahrung empfahlen, verhinderten Claras Entlassung.

Kurz: Onkel Alfred, betraut mit der Sonderaufgabe, als Handelsbeauftragter der Deutschen Botschaft in Bukarest die Petroleumversorgung des Reiches zu sichern – was sie daheim aus der Zeitung erfahren hatten –, war ein Stern am Familienhimmel der Kannmachers, der makellos rein oder finster erstrahlte, ein abwechselnd edelsteinweißer und blutroter Stern, unerreichbar und sagenumwoben.

Was Tante Alma beabsichtigte, als sie auf seinem Vornamen Alfred beharrt hatte, hatte sie niemals verhehlt. Konrad sollte sich an seinem Onkel ein Beispiel nehmen, diesen Namen als eine Verpflichtung begreifen, ein starker, entschlossener Mensch werden. Und er war besten Willens, das zu tun. Leider haperte

es mit dem kalten Charakter, und er litt um so mehr an der Memmenhaftigkeit, dieser elenden Feigheit, von der er beherrscht war. Und seine Angst nahm von Tag zu Tag zu.

In den vergangenen dreieinhalb Wochen, von Ende November bis Mitte Dezember, hatten sie schlimme Verluste erlitten – dreizehn Mann waren tot, dreißig andere schwer verletzt –, was nichts als logisch war bei einer Einheit, die aus jungen, unerfahrenen Kerlen bestand. Konrad selbst hatte Dusel und bei den Gefechten nur einen harmlosen Streifschuß am Arm abbekommen, als ob Mutter recht habe mit der von Brief zu Brief wiederholten Versicherung, er sei ein Sonntagskind.

Mitte Dezember befahl man sie zu einer Bahnstrecke, sechs Kilometer vor Bromberg, wo ein Munitionszug aufgrund eines Gleisschadens feststeckte. Vierzig Mann machten sich auf den Weg, um den Zug zu bewachen, der den Partisanen ein lohnendes Ziel bot. Sie ließen mit Vorliebe Frachtwaggons hochgehen, um den Nachschub zur Front abzudrosseln. Als sie, am Ziel, von den Lastwagen sprangen und im Begriff waren, in Stellung zu gehen, raste ein Kradmelder an. Man hatte in einem verfallenen Gutshof, der von der Gleisstelle nicht weit entfernt war, einen feindlichen Haufen beobachtet, den ein Kommando aufs Korn nehmen und ausschalten sollte. Ein Stoßtrupp von zwanzig Soldaten zog los, zu Fuß, um den Feind nicht zu warnen. Zirka einen Kilometer vom Gutshof entfernt, wo sie vor einem Abhang in Deckung gehen konnten, legten sie eine Verschnaufpause ein und versicherten sich auf der Landkarte. Sie sollten den Gutshof von drei Seiten angreifen, was wiederum hieß, kleine Gruppen zu bilden, die das Anwesen unbemerkt einkreisten.

Es war ein feuchtkalter Dezembertag. Im bleigrauen Himmel bewegte sich nichts und vom Erdboden zog erster Nebel auf. Konrad wischte sich wieder und wieder den Angstschweiß ab, der in seine Augen rann, beißend und brennend. Er hockte im Gras, lehnte mit seinen Schultern am Baumstamm und zog beide Knie zum Bauch, die er fest mit den Armen umklammerte. Das half nur kurzfristig gegen den Aufruhr in Magen und Darm,

die sich schmerzhaft verkrampften. Er war diese peinlichen Qualen gewohnt, wenn es zu einem Einsatz kam, stellten sie sich automatisch ein. »Ist dir schlecht?« fragte Hartmut, der an einer Kippe zog und den Freund halb ironisch, halb mitleidig musterte, »du bist aschgrau, Menschenskind.« – »Fertigmachen zum Sterben«, versetzte ein Kamerad, der in der Einheit den Spitznamen Schnauze trug, was er seiner berlinernden Frechheit verdankte, als sie zum Abmarsch bereit waren. »Maul halten«, fluchte ein anderer erstickt, »das beschreit man nicht.« Konrad schnallte den Helm um und zwang sich zum Aufstehen. Vor Schmerzen halb krumm und auf Beinen aus Fleischgallert setzte er einen Fuß vor den anderen. Er schaffte nicht mehr als drei Schritte, fiel, von einem Schwindel ergriffen, zu Boden und kotzte, als wolle er sich seine Seele auswringen. »Es geht los«, sagte Hartmut und streichelte seinen Arm, »beeil dich« – er nickte verzweifelt.

Was im einzelnen passiert war, das wußte er nicht mehr, als sie in der Kaserne von Bromberg eintrafen. Erwin hatte es lebensbedrohlich erwischt – von einem Sanka zur Schule verfrachtet, die als Lazarett diente, mußte er notoperiert werden – und vier andere Mann aus der Gruppe waren tot, wohlbehalten nur Hartmut und er. Von Kameraden umringt, sanken beide an einen Kantinentisch, verdreht und benommen. Schulterklapse und forschende Fragen, die er nicht begriff und beantworten konnte. Zu tief steckte Konrad der Schock in den Knochen, zu grauenhaft war diese Erinnerung an das Gesicht, das er mit einer Maschinenpistolensalve zerfetzt hatte, eine Erinnerung, die blitzartig aufzuckte und in qualvoller Klarheit vor seinem Bewußtsein stand, ehe sie wieder verlosch. Es war Hartmut, der Auskunft gab, kauend und schluckend, Konrad starrte ins Leere und schwieg.

In den kommenden Tagen verkapselte sich sein Entsetzen zu einer Erkenntnis, die stumpf war, abstrakt blieb, als sei sie aus totem Gewebe. Es belastete Konrad nicht mehr. Eine andere Er-

fahrung schob sich in den Vordergrund, die Erfahrung von kalter Entschlossenheit. Er hatte den Feind aus geringer Entfernung und ohne zu zaudern erschossen, um seinen Kameraden vorm Tod zu bewahren. Auf seinen soldatischen Mut konnte man sich verlassen.

Anzunehmen, es war eine Falle gewesen, die zuschnappte, als sie die Deckung verließen, um das verfallene Gut zu erreichen. Konrad, der erst auf die Beine kommen mußte, folgte den Kameraden mit torkelnden Schritten – sie waren bereits außer Sichtweite. Um seinen Trupp schleunigst einzuholen, rannte er atemlos keuchend den Abhang hoch. Von dessen Spitze aus konnte er sie erkennen, in der dunkelnden Wiese, die anstieg und abfiel, bewachsen von hohem und niedrigem Buschwerk. In halb aufrechter Haltung und in alle Richtungen zielend, bewegten sie sich auf den Gutshof zu, vor dem eine Pappelbaumreihe Spalier stand. Konrad holte tief Luft, kontrollierte, ob seine Maschinenpistole entsichert war, preßte sie an sich und stolperte los. Erwin, als Schlußlicht der Gruppe, der wachsam den Abhang im Auge behielt, machte Konrad ein Zeichen, er solle sich ducken – als unversehens zwei Karabiner loskrachten und der Freund auf der Stelle zusammenbrach. Alle anderen warfen sich flach auf die Erde und erwiderten mit den Maschinenpistolen das Feuer.

Es war ein ungleicher Kampf. Blind, ohne Schutz, schoß die Gruppe auf zwei oder drei Partisanen, die entschieden im Vorteil waren. In der Wiese verteilt und von Buschwerk verdeckt, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie einen um den anderen Deutschen erledigten.

Keiner der Angreifer zielte auf Konrad, von dem sie anscheinend nichts bemerkt hatten. Selbst als er den Kopf hob, um mitzubekommen, was vor sich ging, blieb er verschont. Rund zweihundert Meter von seinen Kameraden entfernt, dicht am Boden, im kniehohen Gras, Todesschreie und knatternde Salven im Ohr, brach er in Winseln und Schluchzen aus. Und schluchzend kroch er auf dem Bauch bis zum Dickicht, aus dem Kara-

binergewehrfeuer kam und in dem sich einer der Polen verschantzt hatte. Um von hinten zu kommen und den Mann nicht zu warnen, war ein Umweg erforderlich, langwierig, anstrengend, das kostete wertvolle Zeit. Endlich robbte er sich auf das Ziel zu, den Angreifer, der aus dem Halbdunkel auftauchte. In Hockstellung, sprungbereit, neben dem Baumstamm, der Schutz bot, wenn eine Maschinenpistole losratterte, legte er den Karabiner an, als Konrad sich auf seinen Ellbogen lehnte, den Finger am Abzug bewegte. Schlagartig drehte der Pole sich um, mit verwirrtem Gesicht, aufgerissenen Augen, ein weißer, im Zwielflicht aufschimmernder Fleck. Als der Gegner zur Seite fiel, feuerte Konrad, vor Grauen und Erleichterung heulend, ins Nichts, es regnete Zweige und Rinde auf seinen Helm, bis er die letzte Patrone verbraucht hatte und gespenstische Stille einkehrte. Hartmut mußte die anderen Polen erlegt haben oder sie hatten sich lieber verzogen, als Konrads Maschinenpistole losratterte, schlagartig, aus unvermuteter Richtung.

In den vergangenen Wochen war Konrad mit Briefen ans Elternhaus sparsam gewesen. Zu tief saß seine Scham, als Soldat eine Niete zu sein, keinen Mumm in den Knochen zu haben. Trotz Mutters Bitten, die dringend erfahren wollte, ob er nichts brauche und gut beieinander sei, hatte er nur ein paar mickrige Zeilen verfaßt – er, der sonst lange, lebendige Briefe schrieb –, die von trotziger Munterkeit waren. Was Hartmut und Erwin nach Hause berichteten – Dinge, die sich zwischen Steintor und Herzogsschloß, Bleiche und Ostseebad schleunigst verbreiteten –, wollte er lieber nicht wissen. Mit Sicherheit waren sie den Seinen bereits bekannt, die sich lediglich ahnungslos stellten.

Mit dieser Schreibfaulheit war es zu Ende, da er nun seinen ersten Erfolg melden konnte. Zwischen vier Toten und einem Verletzten – dem mit Bauchschuß im Wiesengras wimmernden Erwin Pfaff – hatte Hartmut, sein Banknachbar auf dem Gymnasium, sich als letzter verbissen und tapfer verteidigt, ohne Aussicht, dem Tod zu entrinnen. Er konnte auf Dauer mit seiner Maschinenpistole nur einen der Polen in Schach halten – den

andern, von hinten angreifenden, nicht. Und diesen Kerl hatte Konrad erledigt!

Nicht alles in seinem zehn Seiten umfassenden Brief entsprach hundertprozentig der Wahrheit. Beim Aufbruch der anderen erbrochen zu haben, verschwieg er. Angeblich hatte er sich einen Fuß verstaucht und lahmend den Anschluß zur Gruppe verpaßt. Und von seiner hirnrissigen Schießerei, ohne Sinn und Verstand bis zur letzten Patrone, ins Nichts, in die diesige dunkelnde Luft, mit verheultem Gesicht und berserkerhaft schreiend, verriet er den Seinen kein Wort. Um so entschiedener versicherte er, eine saubere Arbeit verrichtet zu haben, und forderte seine Familie auf, stolz zu sein, stolz auf den Sohn, der ein tapferer deutscher Soldat sei. Und mit Bedacht setzte er an den Schluß seiner Zeilen beide Vornamen, Konrad *und* Alfred.

Wehrlos ist ehrlos

Knappe vier Monate vor dem Zusammenbruch, mit Ausruf des Großalarms, brach Konrads Einheit zur Front auf. Von rund hundert verbliebenen Mann kamen bei den Gefechten in Westpreußen dreißig ums Leben und mehr als ein weiteres Drittel geriet in Gefangenschaft. Er selber nahm an diesem Feldzug nicht teil und blieb in der Stadt Hohensalza, um als ROB seinen Abschluß zu machen, eine Kriegsdienstbefreiung, die er seinem Vater verdankte (dem Buchhalterschachzug vom Mai '42).

Seine Beurlaubung war von bescheidener Dauer. Es verging keine Woche, bis Panzer der Roten Armee vor der Stadtgrenze auftauchten. Zusammen mit seinen ROB-Kameraden und lediglich einer Abteilung SS mußte er Hohensalza verteidigen. Das war am 19. Januar. Am 20. waren sie zum Großteil vernichtet, der Rest seiner Einheit wer weiß wo im Umland zersprengt. Konrad zog mit einem Feldweibel und vier Gefreiten im Nebel zu Fuß Richtung Bromberg. Um in dieser klammfeuchten Suppe nicht fehlzugehen, hielten sie sich an die Bahnstrecke. Von Wiesen und Weilern war nichts zu erkennen, nichts vom Feind, der sie einholte, als sie sich von Hohensalza erst zehn Kilometer entfernt hatten. Motorengrollen, rasselnde Ketten, ein tiefes Rumoren, als ob eine Herde urzeitlicher Tiere den Boden zerstampft. Sie warfen sich flach auf den Boden und horchten, bis der Radau in der Ferne verhallte.

Zur Mittagszeit trafen sie auf eine Bahnstation, die bereits von den Russen besetzt war. Das begriffen sie erst vor der schlagartig aus grauem Nebel aufragenden Panzerkanone und dem in der Luke ausruhenden Russen. Faul zog er an seiner Kippe und merkte nichts von den sechs deutschen Soldaten. Einer der Landser entscherte seine MP, um den Russen vom Panzer zu schießen, was der Feldweibel mit einem Zischen verhinderte. Lautlos machten sie kehrt und verschwanden im wabernden Nichts.

Bald irrten sie hilflos von Feldweg zu Feldweg, ohne die Bromberger Bahnstrecke wiederzufinden. Keiner der sechs kannte sich in der Gegend aus, keiner wußte, ob sie in die richtige Richtung marschierten, und der naßkalte Nebel verdickte sich mehr und mehr. Ohne Anhaltspunkt war dieser Marsch eine sinnlose Anstrengung und mit Anbruch der Dunkelheit gaben sie auf. Sie hatten Verpflegung mit, Zwieback, Konservenfleisch und Zigaretten, die sie kameradschaftlich teilten.

Kauend, rauchend und frierend hockten sie an der Bretterwand einer verrotteten, dachlosen Scheune und lauschten dem Feldweibel Magnus, der von seinen Ostfronterlebnissen sprach. Er war ein erfahrener Soldat, Ende zwanzig, und hatte vor vier-einhalb Jahren Paris besetzt, ein Sechs-Wochen-Spaziergang und glanzvoller Sieg, der sich in der Sowjetunion nicht wiederholt hatte. »Was ich in Rußland erlebt habe, ist ein bestialisches Morden gewesen«, betonte er mit seiner heiseren Stimme, die eher beklommen und schlaff als verbittert klang. Magnus hatte ein regloses, grobes Gesicht, und im Stoppelbart waren bereits weiße Stellen zu erkennen. »Und was mit den Juden passiert ist«, bemerkte er unversehens, »wird man uns niemals verzeihen.« – »Nichts als Feindpropaganda«, versetzte ein Kamerad und wedelte wegwerfend mit seiner Hand. »Von wegen, ich habe es selber beobachtet, als sie die Juden erschossen. Dritter Kriegsmonat in der Ukraine. Rund tausend Leute, die man auf drei Lastwagen ankarnte, Kinder und Frauen inklusive. Mußten abspringen und eine Grube ausheben. Und als die fertig war,

sich an den Rand stellen, ohne Kleider, die auf einen Haufen kamen. Reihe um Reihe trat vor, zehn Maschinenpistolen ratterten los, und sie fielen ins Loch. Scheußlich, sage ich euch, eine Schande.« – »Gutaussehende Weiber?« erkundigte sich ein Gefreiter und nahm seine Brille ab, die er mit großem Getue am Hosenbein sauberrieb. Selbstherrlich blinzelte er in die kichernde Runde. »Gutaussehende Weiber«, bejahte der Feldwebel, »eine von diesen Frauen putzte in der Kaserne, gab sich als normale Gefangene aus. Bis sie halt aufflog«, er seufzte, »ich habe sie wiedererkannt vor der Grube.« – »Mit der waren Sie vertrauter, was?« feixte der Feindpropaganda-Soldat, »bestimmt ließ die sich ficken von euch strammen Jungs, oder nicht?« Der bebrillte Gefreite bekam einen Lachanfall. »Ficken hat sie sich lassen«, versetzte der Feldwebel nickend, »und wir hatten Bammel, mit Judenhuren ist es ja strengstens verboten, nicht wahr?«

Konrad verließ seinen Platz vor dem Feuer, angeblich, um sich zu erleichtern. Er kam einfach nicht an gegen seinen empfindlichen Magen, der wieder in Aufruhr war. Und er wollte nichts wissen von diesen Geschichten, das meiste nur dummes Gerede, erfundenes Zeug, reinste Schauerromane zum Zeitvertreib. Verbrechen im Osten, die hatten sich sicher ereignet, mehr als man sich vorstellen mochte. Und was mit den Juden passiert war, war Unrecht. Andererseits herrschte Krieg, und im Krieg mußte man sich entscheiden. Halbherzig ließ sich ein Land nicht verteidigen. Mit Kritiksucht, Bedenken und Meckerei konnte man keine Erfolge erzielen. Selbstzweifel waren lebensbedrohlich, das hatte er ja an sich selber erlebt. Und diese Erkenntnis traf nicht nur beim einzelnen zu, sie erstreckte sich auch auf ein Volk.

Mit kaltem Schweiß auf der Stirn lehnte er an der Bretterwand und atmete tief aus und ein, um zur Ruhe zu kommen. Es dauerte, bis sich der Magen entspannt hatte und der Brechreiz abebbte. Konrad straffte sich, zog seine Uniform gerade, befreite die Stiefel von lehmigen Klumpen, indem er sie mit einem Stock von den Sohlen kratzte. Erleichtert und mit sich im reinen

trat er wieder ins Innere der Scheune und nahm seinen Platz vor dem Feuer ein, zwischen dem seine Pfeife bekauenden Feldweibel und einem auf der Mundorgel spielenden Obergefreiten.

»Was wir uns im Osten erlaubt haben, war nicht in Ordnung«, versetzte der vierte Gefreite, sonst wortkarg, mit unruhig huschenden Augen, »das wird man uns Deutschen vergelten.« Er hustete unsicher, schaute von Mann zu Mann. Keiner sagte etwas, was den schmalschultrig hageren Jungen, der in Konrads Alter sein mochte, bestimmt keine achtzehn, ermutigte, fortzufahren: »Wenn diese Leute ans Ruder kommen, werden sie Rache nehmen, Juden und anderes Gesocks. Die stehen an der Spitze in England, Amerika, von den Judenmarxisten in Rußland zu schweigen. Sie werden uns alle verantwortlich machen und totschiagen. Das ist das Schlimmste an dieser Geschichte.« Seine Stimme versagte vor Aufregung. »Stellt euch vor, deutsche Schweine, das sagt man im Ausland von uns, deutsche Schweine«, bemerkte der Feindpropaganda-Gefreite, »sind wir kein Kulturvolk mehr? haben wir nicht große Namen aufzubieten? Goethe und Schiller, das sind unvergleichliche Leute, die kein anderes Volk vorweisen kann.« – »Wagner«, warf der Bebrillte ein, »Beethoven, Liszt.« – »Immanuel Kant«, sagte Konrad verhalten – er war sich nicht hundertprozentig im klaren, ob Kants Name in diesem Zusammenhang passend war.

»Unsere Schuld«, sagte Feldweibel Magnus und klopfte die Pfeife aus, »wir hatten keine Geduld mit den Juden, und das war ein Fehler. Erst der Endsieg, nicht wahr? und wenn alles erledigt ist, spuckt man in die Finger, um sauberzumachen. Alle Juden aufs Schiff und auf Wiedersehen!« – »Ich kann euch verraten, warum man uns als deutsche Schweine beschimpft«, meinte der mit der Brille, »wir Deutschen sind eine uralte Kulturnation, und Kulturnationen neigen zu Weichheit und Milde. Wir sind zu human, und das nutzen die anderen aus.«

An der Sicht hatte sich nichts verbessert, als sie eine Stunde vor Morgengrauen aufbrachen. Um zu bestimmen, wo sie sich

befanden, studierte der Feldweibel eingehend die Karte, richtete seinen Kompaß aus, wieder und wieder. Trotzdem war es nicht sicher, ob sie Richtung Bromberg gingen, bis aus dem Nebel ein Volkssturmtrupp auftauchte, dreißig versprengte und leidlich bewaffnete Mann. Als Hiesige kannten sie sich in der Gegend aus, und in Ermangelung anderer Befehle schlossen sie sich der Gruppe von Feldweibel Magnus an, um den Durchbruch nach Bromberg zu wagen.

In sicherem Abstand marschierten sie neben der nicht mehr passierbaren Hauptstraße – unentwegt donnerten russische Panzer an, folgte ein Lastwagen voller Soldaten dem andern –, die sie mit Hilfe der Leute vom Volkssturm erreicht hatten. Im Nebel bemerkte sie niemand.

Erst kurz vor der Stadtgrenze, wo sie sich an einem Bachufer ausruhten, lichtete sich das Weiß. Das ging schlagartig vor sich, und der sich am Wasser rasierende Konrad begriff nicht, was los war, als die Leute vom Volkssturm erregt auf die Beine sprangen. Er hob seine Augen und staunte nicht schlecht vor der Aussicht auf Turmspitzen, Kuppeln und steil ineinander verschachtelte Giebel. Unversehens hob sich der Vorhang vor Bromberg, das schwebend und geisterhaft, wie eine Luftspiegelung, aus den Dunstschleiern tauchte.

Alle starrten zur Stadt, aus der Rauchwolken aufstiegen, und bekamen nicht mit, daß man sie mittlerweile entdeckt hatte. Als prasselnde Garben das Wasser bestrichen, das teilweise von einer Eisschicht bedeckt war, die im Maschinengewehrfeuer zersplitterte, ließ Konrad das Messer fallen, warf sich zu Boden und kroch auf dem Bauch bis zur Weide am Ufer, das an dieser Stelle stark abfiel und ausreichend Deckung bot. Seine Waffe erreichen zu wollen, war aussichtslos, sie lehnte beim Rucksack am Bach. Er konnte verdammt nichts tun, außer zu warten. Anzunehmen, den anderen erging es nicht besser, von Gegenwehr merkte er nichts. Ob sie bereits alle tot waren? Um sich von dieser grauenhaften Vorstellung zu befreien, hob er kurz seinen Kopf aus der Mulde. Zwischen spritzenden Zweigen und Erd-

klumpen konnte er mindestens zwanzig am Ufer verstreute, leblose Gestalten erkennen. Blutlachen bildeten sich auf den Schneeresten. Und im Bach trieben zwei der Gefreiten, der schweigsame Mundorgelspieler und der mit der Brille, mit Kleidern und Schlaufen am Wurzelgeflecht verhakt, wo sie weitere, sinnlose Salven zersiebteten.

Inzwischen erwiderten Feldweibel Magnus und der hagere junge Gefreite das Feuer, im Schutz einer steil aus dem Erdboden ragenden Baumwurzel, und ein paar Leute vom Volkssturm, die unsichtbar blieben. Dieser Widerstand, nutzlos und wahn-sinnig, brachte sie alle am Ende ins Grab, Konrad wußte es. Trotzdem durfte er sie nicht im Stich lassen. Er mußte sich in den Besitz seiner Waffe bringen, eine andere Wahl hatte er nicht. »Wehrlos ist ehrlos«, das schmetterten sie mit besonderer Hingabe bei der Marine, »wehrlos ist ehrlos«, das hallte in seinen Ohren und verzweifelt zerkratzte er sich Hals und Wangen. Wenn er nicht zum Rucksack kroch, war er ein Feigling, ein wil-lensschwacher Waschlappen, nichts als ein Dreck.

Unvermutet verdickte der Nebel sich wieder und das Ma-schinengewehrfeuer erstarb. Konrad sprang auf die Beine, lief zu seinen Sachen, nahm Helm und Maschinenpistole und folgte dem fluchend ins Bachwasser watenden Feldweibel.

Zur Mittagszeit langten sie endlich in Bromberg an – sieben Leute vom Volkssturm, der Feldweibel und außer Konrad der schmalschultrig hagere Junge. In der Stadt, von den Russen fast vollkommen umschlossen, kamen sie keine Minute zur Ruhe. Polnische Einwohner schossen aus Dachspeichern, Wohnungen und Kellern auf Wehrmachtssoldaten, und Wehrmachtssolda-ten auf polnische Einwohner, von Straße zu Straße und Haus zu Haus krachten Gewehre und flammten Granatwerfer. Ein Ma-jor befahl Magnus, zum Hauptpostamt vorzudringen, wo sich ein Trupp Partisanen verschanzt hatte, und es wieder in seine Gewalt zu bringen, um jeden Preis.

Sie folgten zehn anderen versprengten Soldaten im Schutz ei-nes Panzers zum Platz vor der Post, der mit Mauerwerk, Zie-

geln, verkokeltem Mobiliar, Laternenmasten, Dachrinnen, Kabeln und Leichen bedeckt war. Zeit, in Stellung zu gehen, blieb nicht. Konrad schmiß sich aufs Pflaster und legte aufs Stockwerk an, aus dem eine Hand zwei Granaten ins Freie warf. Die erste der beiden ging knapp vor dem Panzer hoch, wo sie keinen schlimmeren Schaden anrichtete, die andere landete, ohne zu explodieren, auf einer Leiche und kullerte klackernd zum jungen Gefreiten, der sie nicht bemerkte und mit seinem rechten Bein absichtslos aufhielt. Er betrachtete Konrad, den schreiend aufspringenden Konrad, mit staunendem Kindergesicht, unschuldig, ahnungslos und vor Erregung verhangen, als das Sprenggeschoß krachend zerbarst. Zerrissene Gliedmaßen wirbelten durch die Luft, und ein blutiger Batzen traf Konrad am Hinterkopf. Er bekam nichts mehr mit von der Kugel, die in seinen Schenkel drang, sackte bewußtlos zusammen.

Ein Eisernes Kreuz Erster Klasse

Er konnte sich von diesem ahnungslos staunenden Kindergesicht nicht befreien, beharrlich verfolgte es Konrad beim Schlaf und im Wachzustand, stand vor seinen Augen, in schmerzhafter Klarheit, oder vermischte sich mit einem anderen Gesicht, dem des Polen, das er mit einer Salve zerfetzt hatte. Selbst als sein Schenkel bereits wieder zuheilte, ließ sich das Kindergesicht nicht vertreiben. Bald wirkte es abweisend, leidend, verbittert, enthielt einen nicht zu verkennenden Vorwurf, und dieser Vorwurf traf Konrad ins Mark.

Er erwachte auf Holzbohlen, die hart ins Fleisch schnitten, in einem unbeheizten Frachtwaggon, zwischen Dutzenden anderer verwundeter Landser, die wimmerten, husteten, irrsinnig kicherten, halluzinierten und mit dem Gebiß knirschten, Soldaten mit blutigen Kopfbinden, nassem Verbandszeug um Bauch oder Gliedmaßenstummel, zwischen Betenden, Brabbelnden, Sterbenden, Toten. Letztere warf man der Einfachheit halber auf offener Strecke ins Freie. Vor dem Spalt in der Lattenwand an seinem Platz rollten Felder ab, die tief verschneit und verlassen waren, am Tag weiß verhangen, eisig glitzernd bei Nacht, und am Horizont konnte er flackernde Feuer erkennen. Es fehlte an Medikamenten und Eßbarem, und im Lazarettzug, der auf seiner Irrfahrt von Laskowitz bis in die Rostocker Gegend zehn endlose Tage von Bahnhof zu Bahnhof schlich, verendeten sechshundert Mann.

Konrads Nachbar, ein Lehrer aus Lauenburg, scherzte ver-bissen: »Kennst du unser Ziel, Junge, kennst du es?«, und als er verneinte, erhielt er zur Antwort: »Na, der Teufel, mein Kleiner, das ist unsere Endstation.« An seiner Uniform prangte ein Eisernes Kreuz Erster Klasse, das Konrad beeindruckte. Dauernd linste und schielte er wieder zum EK1, bis der Lehrer es sich eines Tags von der Jacke riß. »Ich brauche es nicht mehr«, versetzte er grinsend, »bald wird man mich eh aus dem Zug schmeißen. Willst du es haben? Greif zu, Junge, steck es an deine Brust.« Er streckte die Hand mit dem schlenkernden Orden aus, und Konrad verging vor Verlegenheit. Einen Sterbenden durfte man nicht vor den Kopf stoßen, trotzdem war es undenkbar, das EK1 anzunehmen. »Das kann ich nicht machen«, entgegnete er. »Und warum?« fragte der seine fiebrigen Augen zum Wagendach he-bende Mann. »Das widerspricht den soldatischen Regeln und – es ist moralisch verwerflich.« – »Unsinn«, bellte der Lehrer mit heiserer Stimme, »moralisch ist, was wir uns anmaßen. Hast du den Unterricht wieder verpennt?« Bald nickte er ein, und das Eisernes Kreuz Erster Klasse fiel mit leisem Scheppern zu Boden.

Und als man den Lehrer im Morgengrauen packte, um seine sterblichen Reste ins Freie zu kippen, und Konrad verlangte, dem Toten sein Eisernes Kreuz anzustecken, blieb es unauffind-bar.

Am elften Februar hielten sie an einem Ostseebadbahnhof bei Rostock. Endlich verließ er den nach Exkrementen und To-desausscheidungen stinkenden Geisterzug, und auf dem Last-wagen ohne Verdeck, der sie ins Lazarett, ein beschlagnahmtes Seehotel, brachte, das aus der Ferne hochherrschaftlich wirkte und sich von nahem als verlotterter Bau erwies, sog er seine Lungen mit Meeresluft voll. In der Hotelhalle, wo sich ein Feld-bett ans andere reihte, versagte sein Kreislauf, und erst in der Nacht schreckte er wieder hoch. Jemand saß auf der Bettkante, hielt seine Hand. Wer das war, konnte er nicht erkennen, trotz des milchblauen Nachthimmels in den zerbrochenen Scheiben. »Bist du es, Alfredo?« verlangte der andere zu wissen, »der Jun-

ge vom Buchhalter Kannmacher?« Oh ja, diese Stimme war Konrad vertraut. Niemand lispelte schlimmer als Ferdinand Pooch, Sohn des Ortsgruppenleiters und Konrektors Pooch vom Kreisheimatmuseum Freiwalde.

Als Kinder waren sie miteinander verfeindet gewesen und hatten sich blutig bekriegt: der an seiner Schule als Judenfreund geltende Konrad (Ludwig Kannmacher wollte die Stelle nicht aufgeben, die er im Bankhaus von Samuel Schlomow bekleidete) und der stramm nationalsozialistisch erzogene Ferdinand. Diese Feindschaft blieb auf dem Gymnasium bestehen, selbst wenn sie sich nicht mehr verbimsten. Ferdinand sammelte auch keine anderen Jungs mehr um sich, die er aufhetzen konnte, und um es mit seinen Gegnern allein aufzunehmen, war er zu mickrig und schwach. Bis ins Alter von dreizehn ein bissiger, wilder Kerl, entwickelte er sich zu einem verschlossenen Menschen, der auffallend musisch begabt war. Mit Hingabe spielte er Geige und Orgel, und bei Theatervorstellungen der Schule bewies er als Faust oder Hamlet Talent. Das alles waren Dinge, die Pooch, seinem Vater, mißfielen. Er schrieb Ferdinands musische Ader der an einer Blinddarmvergiftung verstorbenen Mutter zu, die im ganzen zu weich und empfindsam gewesen sei und dem Jungen nur Flausen vererbt habe.

Und es waren die Spannungen mit seiner Stiefmutter, die Ferdinand von der Familie entfremdeten. Anfangs hatten die beiden sich prima verstanden. Als Tochter vom Großbauern Seidenkranz war sie ein Landkind, das zupacken konnte. Frischer Wind zog ins Haus des verwitweten Ortsgruppenleiters und Konrektors ein. Wo verbiesterte Schwermut und Strenge regiert hatten, machte sich Munterkeit breit. Luise, die keinen komplizierten Charakter besaß, war beileibe nicht harmlos. Als Großbauerntochter verstand sie zu rechnen. Und als Großbauerntochter verlangte sie, Mitglied der guten Freiwalder Gesellschaft zu werden, eine richtige Dame von Ansehen und Stand, was sich an der Seite des Ortsgruppenleiters und Konrektors unschwer erreichen ließ.

Mit knapp dreiundzwanzig trat sie in die Ehe ein und nahm sich fest vor, Adolf Hitler zehn Kinder zu schenken, was keine politischen Ursachen hatte – Politik interessierte sie nicht im entferntesten –, es stand einer Ortsgruppenleiterfamilie lediglich gut zu Gesicht. Aus diesem Vorhaben sollte nichts werden, und kein Arzt konnte sagen, warum. Sie strotzte vor Lebenskraft, war kerngesund – warum sich keine Schwangerschaft einstellte, blieb unbegreiflich. Kinderlos bleiben zu sollen verbitterte sie, und diese Verbitterung richtete sich gegen Ferdinand, den sie als leibhaften Vorwurf betrachtete. Sein Dasein erinnerte sie Tag um Tag an den Makel, eine Frau zweiter Klasse zu sein.

»Alfredo, du quasselst im Schlaf, und zwar durchdringend«, kicherte Ferdinand, »ich konnte an meinem Platz beinahe alles verstehen.« – »Und was?« fragte Konrad erschrocken. »Zusammenhangloses Zeug, ›Iwan‹ und ›Bromberg‹ und andauernd ›Eisernes Kreuz‹. Was mich auf dich brachte, waren ein paar Namen: Erwin und Hartmut zum Beispiel. Das sind Pfaff und Hildebrandt, sagte ich mir.«

Erst beim Reichsarbeitsdienst, vor sieben Monaten, den sie in derselben Abteilung ableisteten, hatten beide das Kriegsbeil begraben. An seiner Treue zu Hitler und dem Nationalsozialismus hielt Ferdinand unbeirrt fest, und er zweifelte keine Sekunde am Endsieg. Andererseits sprach er lieber von Geigensonaten und Goethedichten als von Politik. Und vor seinem Dienst bei der Waffen-SS war dem Ortsgruppenleitersproß mulmig. Zu Recht. Im Laufe der harten Rekrutenausbildung stieß Ferdinand an seine Grenzen. Bei einem anstrengenden Fußmarsch brach er zusammen, und als sie in einen Fluß springen mußten, um in vollem Wuchs und mit schwerem Tornister ans andere Ufer zu schwimmen, soff er beinahe ab (Konrad hatte den wieder und wieder im Wasser Versinkenden vor dem Ertrinken bewahrt). Strafhalber mußte er tagelang Wache stehen.

»Und wo bist du verletzt?« wollte Konrad erfahren, der sich auf seine Ellbogen lehnte. »Splitter in beiden Beinen«, erwiderte Pooch, »ist bereits im Dezember passiert. In zwei bis drei Tagen

will man mich entlassen.« Es schauderte Ferdinand vor dieser Aussicht, das merkte man.

Mit einem Schulkumpel im Lazarett zu sein und nicht nur in leidende fremde Gesichter zu starren, erleichterte Konrad enorm. Am anderen Tag war er blendender Laune, und von der seinen Schenkel versorgenden Helferin, einer Freiwilligen, die den Bomben auf Rostock entronnen war und sich mit Handschlag als Anegret vorstellte, erbat er sich Stift und Papier. Und mit der Aussicht aufs Meer, das vorm Seehotel grollte und in hohen Wellen an den Strand schwappte, schrieb er begeisterte Zeilen nach Hause. Bei der Schilderung seiner Erlebnisse in Hohensalza und Bromberg bemerkte er selbstbewußt: »Ich will euch nicht langweilen mit meinen ruhmreichen Taten.« Und seine Verletzung verharmloste er, um den Seinen daheim keinen Kummer zu machen, er sei ja ein Sonntagskind, und einem Sonntagskind stoße nichts Ernsthaftes zu. Andererseits konnte er seinen Stolz nicht verhehlen. Dieser Schuß in den Schenkel war wesentlich mehr als ein glimpflich verlaufenes Mißgeschick. Er war ein Beleg von soldatischer Einsatzbereitschaft und Mannhaftigkeit. Und mit der Verniedlichung seiner Verwundung bewies er den Seinen, eine harte Person zu sein – hart gegen den Feind und hart gegen sich selber.

Konrad, der aufrecht im Bett saß, ein Kissen im Kreuz, ließ das Briefpapier sinken und hob seine Augen zum Meer vor den schmierigen Fenstern – teilweise zerbrochen, teilweise mit Pappe vernagelt –, das bis an den Horizont Schaumkronen bildete. Sie schienen sich nicht zu bewegen, als seien sie mitten im Aufbruch des Wassers erstarrt.

Oh ja, er war endlich erwachsen und litt nicht mehr an dieser heillosen Angst. Oder redete er sich das ein? Kam sie nicht wieder, bei Nacht und im Morgenrauen, in Wellen, die sein Unterbewußtsein erreichten, erst harmlos und friedlich, bis sie sich zu haushohen Brechern und Wassergebirgen entwickelten? Sie rasten auf Konrad zu, tosend und donnernd, der hilflos am Ufer stand und nicht Reißaus nehmen konnte. Er erwachte klatschnaß, weinte lautlos ins Kissen.

Das waren Zweifel, die er von sich fernhalten mußte. Er litt nur an Heimweh, das sich mit dem sturmblauen Meer vorm Hotel und der Ostseeluft einstellte, einem schmerzlichen Ziehen, als habe er Fieber.

Um es zu verscheuchen, schob er seinen Brief in den Umschlag, den er mit zitternden Fingern beschriftete. Anschließend richtete er sich im Kissen auf, um sich bei der Rostocker Schwester bemerkbar zu machen. Anfangs konnte er sie nicht entdecken. Es herrschte enormer Betrieb in der Halle zwischen den endlosen Reihen der Feldbetten, belegt mit Verletzten, die stumm in die Luft starrten, zappelten, keuchten und sabberten, und anderen Patienten, die aufstehen konnten, zum Klo schlurften, in eine Hallenecke hinkten, wo man sich zum Rauchen und Skatspielen traf. Freiwillige Helferinnen schwirrten um schwere, sich gegen die Holzdecke stemmende Balken, die sich stellenweise senkte, vom Einsturz bedroht war. Erst als er sich zum Hotelkamin umwandte, erkannte er Annegret, keine zehn Meter von sich entfernt, die einem Kameraden mit Kopfverband bis zum Kinn und nur einem Schlitz, wo der Mund war, beim Trinken half. Sie selbst schaute aufmerksam in seine Richtung, als habe sie Konrad bereits eine Weile beobachtet. Ohne den Brief zu beachten, den er in der Hand schwenkte, wandte sie sich in die andere Richtung, abrupt und erkennbar verlegen.

»Alfredo, was sagst du zu einem Spaziergang am Meer?« wollte Ferdinand wissen, der mit einem Rollstuhl vorm Feldbett aufkreuzte. Mit Hauruck hievte er seinen Schulfreund ins Fahrzeug, das er sich wer weiß wo beschafft hatte. Das uralte Ding machte keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck. Es eierte, wackelte, quietschte und schlingerte, als sie auf dem vernarbten Parkettboden holterdiepolter dem Ausgang zujagten. Ferdinand lenkte den Rollstuhl in rasendem Tempo von der Promenade zum Brettersteg und auf den morschen, verrotteten Planken zum Strand, wo die Reifen sich tief in den Sand bohrten. »Bist du von Sinnen?« beschwerte sich Konrad, als der Ortsgruppenleitersohn fluchend und ohne Erfolg an den Handgrif-

fen zerrte. Ferdinand gab keine Antwort, und als er den Rollstuhl befreit hatte, tobte er wieder los.

Sie wichen im Zickzack dem Wasser aus, das auf den Strand vordrang, blitzartig und schwer vorhersehbar, lachten und schrieten vor Mutwillen und Lebenslust, als seien sie zwei stumpfsinnig alberne Halbstarke. Konrad hatte sich anstecken lassen von Ferdinands berstender Stimmung aus Mutwillen und Raserei, er riß seine Arme hoch, jauchzte und jubelte, stemmte sich waghalsig aus seinem Rollstuhlsitz und drohte, wenn Ferdinand unversehens wendete, hart auf die Fresse zu fliegen.

Irgendwann ging dem Schulkameraden die Puste aus, er fiel auf den Sandstrand und streckte sich neben dem Rollstuhl aus. Konrad, der seine Augen schloß und das Gesicht in den Wind hielt, erkundigte sich nach Freiwalde. »Hast du Nachrichten von deinem Vater?« – »Und ob«, sagte Ferdinand, der sich am Fahrzeuggriff hochzog, »er will Zyankali nehmen.« – »Was soll das heißen, er will Zyankali nehmen?« Ferdinand gab keine Antwort. Er hielt sich ein Nasenloch zu, um zu schniefen, und schnippte den Rotz auf den Strand. »Na, wenn der Iwan Freiwalde erreicht hat«, versetzte er endlich, »und der ist im Anmarsch. Mein Alter kann nicht in Gefangenschaft gehen, das ist klar, und hat sich Zyankali besorgt. Das ist ein ehrenhafter Tod, oder nicht?«

Sein Schulkumpel sagte das mit einer Ruhe, die geradezu unheimlich war. Konrad schluckte, bald war seine Heimat in Russenhand, und er wußte nicht das geringste von seiner Familie, Mutters letzten Brief hatte er in Hohensalza, vor knapp einem Monat, empfangen. »Besteht keine Hoffnung mehr?« wollte er wissen. »Meinst du den Krieg?« fragte Ferdinand lispelnd. Wenn er sich aufregte, stieß er besonders scharf mit seiner Zungenspitze an. »Na klar besteht Hoffnung, bist du nicht bei Trost? Adolf wird's richten, todsicher ist das, und in letzter Minute sein As ausspielen, endlich mit Gas anfangen oder ich weiß nicht was. Wenn wir in letzter Zeit keinen Erfolg hatten, ist das nicht seine Schuld, sage ich dir. Er bekommt ja nicht mit, was

passiert, ist von Leuten umgeben, die vollkommen unbrauchbar sind. Gewiß besteht Hoffnung, mein Gott, bis Berlin werden diese mongolischen Horden nicht vordringen.« Ferdinand Pooch klopfte sich seine Hose ab, sprang auf die Beine und strahlte. Und mit heiterem Pfeifen schob er seinen Schulkameraden zum Seehotel hoch, wo sie sich voneinander verabschiedeten. Man hatte seine Entlassung um zwei Tage vorverlegt, und im Morgengrauen mußte er aufbrechen.

Und bald traf der dringlich erwartete Brief aus Freiwalde ein. Annegret brachte das Schreiben an seinen Platz, als er sich, vor einem Blechtopf mit Wasser, der zwischen den Knien klemmte, gerade die Bartstoppeln abschabte. Sie blieb vor dem Feldbett stehen, tauchte den Pinsel ins Wasser und drehte die Cremetube zu – beides hatte sie Konrad am Vortag besorgt –, und er schlitzte, beunruhigt, in Eile, den Umschlag mit seinem Rasiermesser auf. »Schlechte Nachrichten?« wollte sie wissen. Konrad war zu verwirrt, um zu antworten. Was er sich nie hatte vorstellen wollen, trat ein: Seine Familie floh aus Freiwalde. Emilie hatte drei Karten ergattert, die sie selbst, Konrads Schwester Helene und Alma berechtigten, mit einem Schiff in den Westen zu fliehen. Am heutigen Vormittag, um diese Stunde, hievte der Dampfer bereits seinen Anker. Den Seeweg zu nehmen war riskant, Mutter wußte es. Es wimmelte in diesen Breiten von feindlichen U-Booten, die selbst Passagierdampfer ohne Erbarmen versenkten.

Es paßte zu Mutter, dem Sohn zu verschweigen, was sie empfand, kein Wort zu verlieren zu Kummer und Sorgen, die sie vor der Abfahrt verzehrt haben mußten. Sie wollte den Jungen nicht belasten und strengte sich an, zuversichtlich zu klingen. Ja, regelrecht heiter berichtete sie von den hektischen Fluchtvorbereitungen. Zu entscheiden, was unbedingt mitmußte und was daheim bleiben konnte, war schrecklich gewesen – Deckel auf, Deckel zu, Deckel auf, Deckel zu, ewig hatten sie wieder den Koffer entleert und mit anderen Habseligkeiten bepackt. Von den Familienpapieren zu schweigen, die in Kommoden- und

Schreibtischschubladen verstreut waren oder auf dem Dachboden schimmelten – es beanspruchte Stunden, sie alle zu finden. Alma hatte, versteht sich, ein Riesentheater veranstaltet. Sie beschimpfte Emilie als »feige« und »ehrlos« und lehnte es bockbeinig ab, aus Freiwalde zu fliehen, um sich am folgenden Mittag, als sei nichts gewesen, bei Mutter das Dampferbillett abzuholen.

Vater Kannmacher wiederum hatte sich mit einem Buchhalterschachzug beholfen. Es war nicht seine Absicht, beim Volksturm zu landen und in den sicheren Tod zu gehen. Er meldete sich zur Verteidigung des von den Russen umschlossenen Danzig. Als Soldat erhielt er eine richtige Waffe und hatte erfahrene Landser um sich, keine fanatischen Greise und dussligen Hitlerjungs, die ohne Sinn und Verstand ins Gewehrfeuer rannten. Um so mehr, als die Aufgabe Danzigs bevorstand, das konnte man sicher vorhersagen, und wenn man alle Deutschen auf Schiffe verlor, stampfte er gegen Westen und war aus dem Schneider.

»Mein Jungchen, mein Sonntagskind, unserer Familie wird nichts passieren, das weiß ich«, schrieb Mutter, »wir werden uns sicher bald wiedervereinen.« Und im PS folgte eine Adresse. In einem Ort in Holstein mit Namen Lensahn konnten alle drei Frauen beim Regulatorenhersteller Karl Eduard Papenfuß wohnen, der aus Stettin stammte und eine riesige, vorm Ersten Weltkrieg errichtete Villa besaß. Papenfuß war ein Freund Ludwig Kannmachers. Diese Freundschaft, von Briefen am Leben erhalten, war in Zeiten entstanden, als Ludwig ein junger Spund und Buchhalterlehrling am Bollwerk gewesen war und Karl Eduard technisches Zeichnen studiert hatte.

»Schlechte Nachrichten?« Annegret beugte sich vor, um den Blechtopf mit Schaumwasser an sich zu nehmen. »Ja«, stammelte Konrad und ließ Mutters Brief in den Schoß sinken, »ich meine, sie sind auf der Flucht.« Ob sie es schafften und unverseht ankamen? Er durfte sich nichts anderes ausmalen, sonst drohte er an seiner Einbildung irre zu werden.

In den kommenden Tagen, wenn Annegret seinen Verband wechselte oder Essen ans Bett brachte, wollte er dringend erfah-

ren, ob er keine Post habe. Sie nahm auf der Bettkante Platz und beschwichtigte Konrad, es bestehe kein Anlaß, sich Sorgen zu machen, von einem beschossenen und in der Ostsee versunkenen Dampfer sei nirgends die Rede. Bald versprach sie, Erkundigungen einzuziehen und mit dem Seeamt zu telefonieren. Anfangs hatte sie eine zu schlechte Verbindung, verstand in der krachenden Leitung kein Wort, anschließend verwies man sie von einem Hafen zum anderen. Annegret gab nicht auf, bis sie endlich Erfolg hatte. Strahlend kam sie ans Feldbett, um Konrad zu melden, ja, ein Pott namens »Seglerhans« habe nach sicherer Reise den Flensburger Hafen erreicht, alle Schiffspassagiere seien unversehrt.

Konrad atmete auf, war unendlich erleichtert, und kurzfristig besserte sich seine Stimmung, bis er wieder in Schwermut versank. Wenn er sich sein verlassenes Elternhaus vorstellte, in dem bald ein Haufen von Iwans Quartier bezog, oder sein Lieblingsversteck an der Wipper, den von Weiden und Erlen beschatteten Uferplatz, wo er Flußbibern zuschaute, Bachkiesel lutschte und sich ein Erwachsenenleben ausdachte, das ehrenvoll, heldenhaft, aufregend war, ob als Meisterspion oder Hitlerscher Kronprinz, Philosophengenie oder U-Boot-Pirat, preßte es seine Seele zusammen. In dieser Welt hatte er Kindheit und Jugend verbracht, kannte Mauervertiefungen, Schlupfwinkel, Horchposten, Kohlenkellerluken und Gartenhauseinstiege, lockere Zaunlatten, Plumpsklo- und Badekabinenritzen zum Spionieren aus dem Effeß. Er fand mit verbundenen Augen bequem von der Bleiche ans andere Ende der Stadt und vom Westwall zum Sumpf der Kraut-Glawnitz. Zwischen Bahnhof, St.-Gertruds-Kapelle und Herzogsschloß, flitzenden Schwalben um Giebel und Stadtmauer, vom Hafen anwehenden Stockfisch- und Tanggeruch, stechendem Bohnerwachsduft auf den Schulfluren, Bierdunst, der aus dem Kempinschen Lokal drang, strenger Postschalterhallen- und schimmlicher Kirchenluft, zwischen Dungschwaden und Pastor Pribes Rasierwasser, das einem beim Konfirmationsunterricht in die Nase stach, gelb blenden-

dem Raps und sich wiegendem Weizen, Laden- und Turmglocken, Milchkannenscheppern und Vaters Zigarrenqualm in den Gardinen, zwischen Stimmen, die vertraut aus dem Wohnzimmer schwirrten, Topfgeklapper und Dielentritten war er zu Hause gewesen – und diese Heimat besaß er nicht mehr.

Annegret lenkte Konrad von Schwermut und Heimweh ab, indem sie Ferdinands Rollstuhl ans Feldbett schob und einen Ausflug anregte. Um nicht undankbar zu erscheinen, stimmte er zu. Und diese Spazierfahrten sollten sich wiederholen. An sonnigen Tagen ging es bis zum Molenkopf, wenn der Wind nicht zu stark war und Gischt auf den Damm spritzte, bei Nordost, der mit Messern ins Fleisch schnitt, und Schneeschauern kehrten sie in eine Pinte am Hafen ein, wo sie rauchten und holzmehlig schmeckenden Rum kippten, zwischen Kerlen mit stinkigen nasen Klamotten, lauten Organen und krebsroten Pranken. Halb beschwipst und beschickert, verfielen sie bald ins Du, und Annegret, mit einem Glanz in den Augen, der Konrad teils anzog, teils unsicher machte, verwendete stur seinen Spitznamen Alfredo.

Als drittes Kind eines Rostocker Arzthaushalts, das in der guten Gesellschaft verkehrte, war Annegret selbstbewußt, zielstrebig, schlagfertig, hatte Kenntnisse in Medizin und Botanik, Geschichte und Astronomie, die beeindruckend waren – und Konrad verunsicherten.

Annegrets Vater war nicht mehr am Leben. Bei einem Reitunfall, tragisch, absurd, war er von seinem scheuenden Araber auf einen Stein gefallen und hatte sich das Genick gebrochen. Diesen im Alter von dreizehn erlittenen Schock hatte Annegret niemals verwunden. Wenn sie auf den Vater zu sprechen kam, mußte sie sich unverkennbar zusammenreißen, um nicht in Weinen auszubrechen. Sein Tod machte sie ernsthafter, sei es im Lazarett, wo sie als flinkste und fleißigste Helferin galt, die sich mit allen notwendigen Handgriffen auskannte und bestens Bescheid wußte, was wann zu tun war, wenn wieder ein neuer Verletzten-transport im Hotel eintraf, sei es im Zusammensein mit Konrad-Alfredo, den sie redselig, lebhaft, mit zwangloser Munter-

keit zum Lichtspieltheater im Badeort schob, um unversehens in eine andere Stimmung zu kippen, die duster, verhangen war. Schlagartig herrschte verbissenes Schweigen, brach in seinen Schultern beklemmende Stille aus.

Im vergangenen Januar hatte sie bei einem Bombenangriff Haus und Habe verloren, besaß nichts als den Goldschmuck der Großmutter, den sie – unglaublicher Zufall – im Schuttberg entdeckt hatte, und wohnte, mit Schwestern und Mutter, bei einer Verwandten im Nachbarort Ahrendsee. Der Tante zur Last zu fallen und auf der Tasche zu liegen, war Annegret unangenehm. Sie brauchte dringend eine sinnvolle Aufgabe, um nicht einzugehen neben der mutlosen Mutter und den ewig ins Jammern verfallenden Schwestern, eine Arbeit, mit der sie auf eigenen Beinen stand, mindestens was die Verpflegung anging. Als sie vom Lazarett im Hotel an der See erfuhr, hatte Annegret keine Sekunde gezauert.

Es schmeichelte Konrad enorm, von der zwischen den Feldbetten wirbelnden Helferin vor allen Augen umworben zu werden. »Die ist dir willig, mein Junge«, versetzte sein Nachbar, ein Leutnant vom Starnberger See, und strich sich seinen Schnauzbart, »wann fickst du sie endlich?« Andere grinsten breit, wenn sie den Rollstuhl in Ausgehklamotten zum Konradschen Bett lenkte. »Warum nimmst du nicht mich mit, mein Schatz?« heulte einer, ein anderer: »Laß diesen Milchbart, der bringt es nicht, ich kann dir wesentlich mehr bieten, Kleine.« Wer von den Verwundeten besser beisammen war, feixte und flachste, was Annegret kaltließ, die Konrad zum Wandschirm schob, wo er sich umziehen konnte.

Ja, Annegrets Zuneigung schmeichelte Konrad. Von seiner Wirkung auf Frauen hatte er bis zum Aufenthalt im Lazarett nichts bemerkt (Minna ließ er nicht gelten, die war eine Dienstmagd gewesen). Halb verwirrt, halb erfreut stellte Konrad bald fest, noch bei anderen Helferinnen erfolgreich zu sein, die um seinen Platz schlichen, linsten und schielten. Eine der beiden, die Bes-

seraussehende, war scheu, selbst in Annegrets Abwesenheit kam sie nicht an sein Bett, um Bekanntschaft zu schließen, die andere um so verwegener. Zu nachtschlafender Zeit tauchte sie mit dem Rollstuhl auf, um Konrad im Mondschein spazierenzufahren. Mit dieser albernen Anmaßung ließ er sie abblitzen, drehte sich knurrend auf dem Kissen zur Seite. Insgeheim allerdings war er sagenhaft stolz.

Konrad wußte, daß er ein gutaussehender Bursche war, mit seiner schnurgeraden Nase, den sinnlichen Lippen, dem kantigen klaren Gesicht und der hohen Stirn, die eine besondere Reinheit ausstrahlte. Auffallend waren die Augen, von warmem Braun, und seine schlanke Gestalt. Ein Ein-Meter-neunzig-Mann konnte nicht unbemerkt bleiben. Um so mehr als er heute ein deutscher Soldat war, ein Mensch, dem man Reife und Festigkeit anmerkte, und trotz seiner siebzehn kein halbstarker Bengel mehr. Es konnte nichts anderes als diese Reife sein, die seinen Erfolg bei den Frauen ausmachte.

Nein, Annegret sorgte sich nicht nur mit Hingabe um seine Schenkelverletzung. Vor den Spazierfahrten stieg sie in schickere, von der Verwandten entlehene Sachen, legte Lippenstift auf, tuschte Wimpern und Brauen. In diesem Aufzug kam sie an sein Bett, wo sie sich seinen Arm um die Schultern schlang. Und ohne zu zaudern, als koste es sie keine Kraft, hob sie Konrad zum Rollstuhl. Er fand sie an sich nicht besonders begehrenswert. Sie hatte ein grobes Gesicht, von der Waschbrettstirn bis zu den vorstehenden Wangenknochen. Das war anders, wenn sie sich zurechtmachte, Sachen anzog, die Figur und Bewegung betonten, mit Tusche und Lippenstift nachhalf, um anziehend zu wirken und Konrad den Kopf zu verdrehen.

Er selbst schwankte zwischen Erregung und Dankbarkeit, Widerwillen, der sich mit Lauheit abwechselte, Eroberungslust und Bequemlichkeit. Was seine Befangenheit steigerte, war der beachtliche Altersabstand von acht Jahren. Anders als Hartmut, sein Schulfreund, bevorzugte er keine reifen Semester. Sich in sie zu verlieben, fiel Konrad nicht ein.

Je verhaltener er sich benahm, um so forscher und zielstrebi-
ger ging sie vor. Wenn sie in der Hafenspelunke zusammenhock-
ten und Pinnchen um Pinnchen mit einem Schluck leertranken,
streichelte sie – neuerdings – seine Knie. Und das nicht nur an-
deutungsweise. An einem sonnigen Nachmittag wiederum woll-
te sie unbedingt bis auf den Steilhang. Von der happigen Stei-
gung, besonders mit Konrad im Rollstuhl, ließ sie sich nicht ab-
schrecken. Und als sie den Leuchtturm erreicht hatten und von
der Felskante aus weit aufs Meer sehen konnten, beugte sie sich
entschlossen zu Konrad und nahm seine Hand, um sie sich auf
den Busen zu legen. »Mensch, war das anstrengend, mit dir die-
sen Berg hochzukraxeln«, versetzte sie keuchend, »merkst du es,
Alfredo? Mein Herz ist total außer Rand und Band.« Konrads
Versuch, seine Hand zu befreien, der eher halbherzig ausfiel,
schlug fehl. Annegret hielt sie fest, warf den Kopf in den Nacken
und schaute versonnen zu den Wolkengebirgen hoch, die von
der Meerseite anschwabten. »Ist das nicht wundervoll?« rief sie
begeistert, was er mit einem heiseren Grunzen bejahte (um rich-
tig zu sprechen, war er zu verwirrt und erregt). Annegret schob
seine zitternde Hand von der rechten zur linken und wieder zur
rechten Brust, bis sie einen kehligen Seufzer ausstieß, den man
auch auf das Schauspiel am Himmel beziehen konnte, sichtlich
erschauderte, sich auf die Lippen biß und seine Hand wieder
freigab.

Konrads Wunde verheilte vergleichsweise schnell, und als
drei Wochen um waren, durfte er aufstehen. Seiner Wiederver-
wendung stand nichts mehr im Weg. Der Lazarettarzt erstattete
Meldung, und bald traf der Marschbefehl ein – wieder ging es
nach Kolberg zu seiner Ersatzeinheit. Um sein Ziel fristgerecht
zu erreichen, in knapp vierzig Stunden, mußte Konrad im Mor-
gengrauen aufbrechen.

An diesem Tag war ein neuer Transport mit Verwundeten im
Lazarett angelangt, was alle Arzthelferinnen in Atem hielt, zu-
mal mittlerweile das Morphinum ausging und es an Feldbetten
fehlte, die frei waren. Man mußte Platz schaffen, leichter Ver-

letzte zusammenlegen, Schlafstellen auf dem Fußboden einrichten. Er floh vor dem Aufruhr, der in der Hotelhalle herrschte, stellte sich vor den Eingang und rauchte. Von der See zogen eiskalte Schauer ans Land, der Himmel war wolkenzerzaust, teils pechscharz, teils frostblau. Im Schutz des Hotelvordachs, das eine Muschel nachahmte, aus schmiedeeisernen Streben und Zierwerk, Buntglasscheiben, die stellenweise nicht mehr vorhanden waren, blieb er vom Regen so gut wie verschont. Um Annegret zu sich ins Freie zu winken, behielt er die Halle im Auge. Sie war zu beansprucht und wandte sich niemals um, schnitt ein Hosenbein auf, legte einen Verband an, verabreichte Spritzen und Medikamente.

Bis er Annegret in seine baldige Abreise einweihen konnte, vergingen zwei Stunden. Sie schien nicht besonders schockiert zu sein. »Hast du Zigaretten?«, mehr sagte sie nicht. Nickend kramte er in seiner Tasche, gab Annegret Feuer, die tief inhalierte, den Rauch aus der Nase stieß, Konrad betrachtete. »Das war zu erwarten, Alfredo«, versetzte sie trocken, als ob sie sich weigere, eine Empfindung zu zeigen. »Ja, das war es«, entgegnete er, und bemerkte – bemerkte es an seiner Stimme –, daß er verdrossen war. Annegrets Sachlichkeit paßte nicht zu seiner Vorstellung, sie in diesen Wochen erobert zu haben, seiner Annahme, sie sei verliebt. »Und?« fragte er mißmutig, »wollen wir uns nicht verabschieden?« Sie schnickte die Kippe zu Boden und streckte den Arm aus, um Konrad im Nacken zu kraulen. »Nicht zu vorschnell, Alfredo, du brichst erst im Morgengrauen auf, das bedeutet, wir haben noch Zeit. Eine Nacht haben wir Zeit, oder nicht?« Annegret, einen Kopf kleiner als er, stellte sich auf die Zehenspitzen, beugte sich eilig vor, und als sie in die Hotelhalle rannte, in der man sie bereits lauthals vermißte, wischte er sich, halb ratlos, halb stolz, seine Lippen ab.

Als sie aus der Spelunke kamen, war er betrunken. Wiederholt mußte er sich an Annegret festhalten, die in schallendes Lachen ausbrach, wenn er straukelte oder in zwanghaftes Hicken ausbrach. Es schauerte nicht mehr, der Himmel war wolken-

los und drehte sich mit seinen blitzenden Punkten um Konrad, der Annegret an sich zog, gierig, verlangend.

Im eiskalten Wind von der See kam er bald wieder zu sich, ließ Annegret unversehens los und versetzte erstickt: »Tut mir leid.« – »Und was, bitte?« fragte sie mit einem Blinzeln. Konrad lehnte am Lampenmast, sicherheitshalber, und stierte zum sternbesprenkelten Himmel hoch, der seine Schaukelbewegungen einstellte. »Es war nicht, ich meine, es ist nicht«, er fand nicht das richtige Wort, griff sich in seine Haare, »ich denke, es war nicht korrekt.« – »Du bist ein Dummkopf, Alfredo«, erwiderte sie, »ich habe es dir ja erlaubt, oder nicht? Wir sollten uns endlich verabschieden.«

Und zielstrebig zerrte sie Konrad zum Lazarett. Er begriff nicht im entferntesten, was sie bezweckte. Willenlos folgte er Annegret, die ein paar Schritte vorm Seehotel, das bereits dunkel war, unversehens eine andere Richtung anschlug. Sie eilte schnurstracks auf den Seitentrakt zu und blieb vor einer Pforte mit Sicherheitskette stehen, die anscheinend nur zu Abschreckungszwecken vorm Riegel hing, was Annegret offenbar wußte. Sie zog an der Kette, die rasselnd zu Boden fiel, und ruckelte wild am verrosteten Riegel, der in seiner Halterung klemmte. Endlich bewegte er sich und die Pforte schwang auf. Annegret huschte ins Innere.

Mehr als ein schummriger Schein war es nicht, den die nackt von der Holzdecke baumelnde Birne verbreitete. Er ergoß sich auf mehrere Reihen Kartons, die Verbandszeug und Medikamente enthielten, Aufputzmittel, Kaffee-Ersatz, Rindfleischkonserven und – falls man den Aufschriften trauen durfte – schottischen Whisky. Konrad, der von der Schwelle aus ins Magazin linste, zauderte, es zu betreten. »Was hast du nur? Komm«, meinte Annegret heiter, »und lege den Riegel vor, bitte, sonst wird es zu kalt. Außerdem muß ja nicht alle Welt mitbekommen, was wir im Vorratsraum treiben.« Sie ging in die Hocke und streckte den Arm aus, um zwischen zwei Pappkartons nach einer Decke zu greifen und sie mit Bedacht auf den Boden zu breiten. »Ich will es nicht

ausnutzen«, stotterte Konrad schwach, als er gehorsam den Riegel vorschob. »Bestimmt nicht«, erwiderte Annegret mit leisem Spott in der Stimme, »du bist ja ein braver Kerl. Mach dir keine Sorgen, wenn es einer ausnutzt« – sie konnte es sich nicht verkneifen, zu kichern, als sie seinen Satz wiederholte –, »bin ich es.«

Unentschlossen stand er vor der Decke, die muffig roch – abstoßend muffig, es bitzelte in seiner Nase –, wo Annegret kniete, den Mantel ablegte und auf eine Kiste mit Rindfleischkonserven warf, sich den Pullover auszog und das Unterhemd hochstriefte. Als der Busen zum Vorschein kam, schaute er schleunigst weg, bis sie den Stoffetzen in sein Gesicht schmiß. »Nicht schielen, Alfredo«, versetzte sie lachend und knetete linke und rechte Brust vor seinen Augen. »Liebst du mich?« wollte er wissen.

Mit einem Mal wirkte sie duster, verzagt. Ohne zu antworten, hob sie das Unterhemd von seinen Stiefeln, um sich zu bedecken, starrte ins Nichts und verbiß sich ins Schweigen. Konrad trat von einem Fuß auf den anderen, murmelte eine Entschuldigung. »Laß man«, bemerkte sie heiser, »du bist ein korrekter Mensch, und ein korrekter Mensch muß das ja fragen, nicht wahr? Um ehrlich zu sein, nein, ich liebe dich nicht, Konrad. Es herrscht Krieg, und du bist ein Soldat. Du weißt ja, womit ich zu tun habe, Tag um Tag, mit Eiter, zerfetztem Gewebe, zerschmetterten Knochen und Unmengen Blut. Mit fiebernden, kriegsirrten, sterbenden Kerlen, die kernig und stark waren, als es sie erwischte. Ich bin zu klug oder feige, das kannst du dir aussuchen, um mich im Krieg zu verlieben. Und besonders in einen Soldaten. Ich will nichts als leben, verstehst du?«

Annegret ließ das Unterhemd sinken und legte es neben sich. Und auf allen vieren, mit pendelndem Busen, kroch sie von der Decke zu Konrad. Knopf um Knopf rupfte sie seinen Hosenstall auf, schob die Hand in den Schlitz, grub das Glied aus der Kluft, das von Konrad steil abstand und prall in die Luft ragte. »Weißt du, in wen ich verliebt bin, mein Junge? Nicht in dich, nicht in dich«, wiederholte sie kichernd, »nur in diesen verwegenen Alfredo.« Und sie verschlang seinen Schwanz bis zum Schaft.

Und als sie sich auf der Wolledecke ausstreckte, splitternackt, breitbeinig, und mit zwei Fingern den buschig bewachsenen Spalt auseinanderzog, riß er sich vor Gier seine Sachen vom Leib. Seine Uniformjacke flog auf einen Stuhl, der zersplittert und schief an den Pappkartons lehnte, was er erst feststellte, als er ein Scheppern vernahm, und in der Annahme, das sei der Riegel, an dem jemand zerre, um ins Magazin zu kommen, zu Tode erschrocken aus Annegret glitt, auf die Beine sprang und sich zum Eingang umdrehte. »Spinnst du, Alfredo?« versetzte sie keuchend, »um Himmels willen, komm wieder in mich.«

Nein, es war nicht der Riegel gewesen. Sprachlos kniete er vor dem zerbrochenen Stuhl, von dem seine zerknuddelte Uniform baumelte, und hob das Eiserne Kreuz Erster Klasse hoch.

Der Pascha von Schlawe

Bis Kolberg zu kommen und sich bei seiner Einheit zu melden, erwies sich als aussichtslos. Ab Stettin gab es keine Verbindungen mehr, Konrad mußte an Oder und Haff bleiben. In eine andere Einheit versetzt, die am folgenden Vormittag einschiffen sollte, um nach Gotenhafen verladen zu werden – bei den Gefahren auf See eine brenzlige Reise, und er bekam weiche Knie, als er es erfuhr –, hatte er bis zum Zapfenstreich Ausgang. Konrad rasierte sich, reinigte Stiefel und Hemdkragen, steckte sich zweihundert Gramm Schokolade ein, die am Ende, man konnte nie wissen, von Nutzen sein mochten, und sprang vorm Kasernentor auf eine Straßenbahn.

Als er sieben gewesen war, hatte er mit seinen Eltern die pommersche Hauptstadt besucht, ein niemals vergessener Ausflug im Mai '35. Man mußte sich sagenhaft vorsehen in dieser Welt voller flitzender Automobile, unvermutet um Hausecken rumpelnder Straßenbahnen, pfeifender Zeitungs- und Schuhputzerjungen, krakeelender Seeleute, lungerner Diebe, und widerstandslos ließ er sich an der Hand nehmen, links von seinem Vater, rechts von seiner Mutter, was er sich zu Hause aufs strengste verbat. Alles blitzte und blinkte in dieser Welt – anders als in seinem staubigen, grauen Freiwalde –, Karosserien, die auf Hochglanz poliert waren, blendende Hausmauern, spiegelnde Scheiben, im Sonnenschein gleißende Straßenbahnschienen, Chauffeure mit schneeweißen Handschuhen, unwidersteh-

liche, perlenbehängene Damen, die in Restaurants und Kaffeestuben saßen, schicke Herren mit dickem Brillantring am Finger, Monokeln, goldschimmernden Tressen und Hakenkreuzabzeichen. Diese fiebrige, flirrende, ohrenzerreißende Welt, die sich bis an den Himmelsrand dehnte, setzte sich in Bewegung und kreiste um Konrad – der vor Aufregung, bald in der pommerischen Hauptstadt zu sein, auf der Fahrt keinen Bissen verzehrt hatte –, bis er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Er fiel zwischen Vater und Mutter in Ohnmacht.

Rauchend flegelte er an der Steinbalustrade und stierte zum Hafen, von Bomben zermalmt, voller Schiffsleichen, kraterzerfressener Kajen, verkohlter Fischhallen, Speicher und nur noch als Eisengerippe vorhandener Frachtschuppen. Kranarme hingen zerknickt in die Tiefe, aus glosenden Tanklagern drehten sich Schwaden, pechschwarz, um im Wind auseinanderzustieben.

Konrad trat seine Kippe aus, wandte sich ab. Sich zu erinnern tat weh. Das waren nicht mehr die mit dem Vater besichtigten Rammen und Gleitschienen, Rutschen und Bagger, in den Himmel aufragende Schwimmkrangestelle aus Drehscheiben, eisernen Streben und Stahlseilen, die ein Mensch, winzig klein, in der schwebenden Fahrerkabine mit Schaltern und Hebeln bewegte, Kolosse, die urzeitlich grollten und stampften und dem Kind unbesiegtbar vorkamen.

»Alfredo! Ich fasse es nicht, du bist in Stettin?« Das war Hartmut Hildebrandts Stimme, kein Zweifel, sein durchdringend schwingender Baß. Konrad drehte sich um und erkannte den Freund, trotz der tiefstehenden, blendenden Nachmittags-sonne, am anderen Ende der Hakenterrasse. Hartmut war auffallend breit in den Schultern, im ganzen massiv, hatte kraftvolle Beine, sein Kopf wirkte klotzig und derb. Er lehnte am Sockel der Treppe und winkte. Neben dem Schulkumpel stand eine Frau, weiß gekleidet, mit Hut und in klobigen Schuhen, die dem sonstigen Schick widersprachen. Zum Rauchen verwendete sie eine Elfenbeinspitze. Als Konrad sich vorstellte, mit einer knap-

pen Verbeugung, stieß sie einen Rauchkringel aus, der sich in seine Richtung bewegte, begleitet von einem aufdringlichen Augenaufschlag. Jung war sie nicht mehr, bestimmt Anfang Vierzig, der von Hartmut bevorzugte »Unterleibssprengstoff« halt, in der Liebe erprobt und erfahren.

Sein Freund machte kurzen Prozeß mit der Liebhaberin, von der er sich ruppig verabschiedete, um mit seinem Kumpel alleine zu bleiben. »Du kannst heimgehen, ich brauche dich nicht mehr«, versetzte er grob und zog Konrad am Arm von der Treppe weg, um sich zu erkundigen, was er erlebt habe. »Mir kam zu Ohren, es habe dich schlimm erwischt, in Bromberg, wenn ich mich nicht irre.« Er musterte Konrad von Kopf bis Fuß, dem das Verhalten des Schulkameraden mißfiel. »Das kannst du nicht machen«, bemerkte er leise und nickte zur Frau, die am Steinsockel lehnte. Sie erinnerte an einen mit Tritten vertriebenen Hund, der nicht aufgeben will. »Ach was«, sagte Hartmut, »von Weibern hast du keine Ahnung, die muß man hart anfassen. Wer keine Erfahrung hat, der darf nicht mitreden. Sage mir lieber, was los war in Bromberg.«

Konrad folgte dem Schulfreund verstimmt von der Haken-terrasse zu einem Offiziersschuppen in der Stadt, wo man Kognak und Whiskey vom Feinsten bekam. »Man wird uns nicht einlassen«, moserte er. »Und ob«, sagte Hartmut und setzte sein breitetes Grinsen auf, »du weißt nicht, mit wem du befreundet bist.«

Und es stimmte, sie kamen in den Laden. Am Ziel lenkte Hartmut seinen Kumpel zum Liefereingang, wo er Sturm schellte, bis in der zweiten Etage ein Fenster aufflog. »Ich bin es«, schimpfte er, »willst du nicht aufmachen?« Seine Zutrittsberechtigung war eine junge Frau, die im Offiziersclub bediente, der um diese Nachmittagsstunde verlassen war.

Hartmut schmiss sich begeistert in einen der Sessel mit Lederbezug vorm Kamin. »Wo bleibt der Kognak, Mareike, wir sterben vor Durst.« Er beugte sich zu einer Holzkiste auf dem Tisch und klaubte sich eine Zigarre vom Stapel, biß das Ende

ab, spuckte es in den Kamin. »Greif zu«, sagte Hartmut und streckte einladend den Arm aus, »das sind echte Havanna, mein Junge, als Fußstruppenarschloch bekommt man das nicht alle Tage.« Konrad hing mit seinen Augen an Hartmuts Bekannter, die mit einem Silbertablett auf dem Arm zum Kamin schwebte. Sie hatte ein frisches Gesicht, blonde Haare, die schwungvoll um Nacken und Hals fielen, und war schlank – Hartmut mochte sonst Prallere lieber. »Danke«, sagte er, als sie sein Kognakglas vollschenkte, »ich heiÙe Konrad. Und Sie sind Mareike?«

Sein Freund brach in schallendes Lachen aus. »Mareike, Mareike! Sie heiÙt schlicht Marie! Und deinen Anstand, mein Junge, den solltest du besser auf einen Garderobenarm haken.« Er packte Marie, um sie sich auf den SchoÙ zu ziehen. Unsanft landete sie auf dem Hartmutschen Sessel und strampelte mit beiden Beinen in der Luft, nicht ohne willig zu kreischen, als er sie begrapschte.

Das war Hartmut, sein rauher und bissiger Schulkumpel, auf den man bauen konnte, wenn man in Not war, der einen niemals im Stich lieÙ und teilte, was er in die Finger bekam: Von Zigaretten und Schnaps bis zu Zaster und Frauen. »Schau dir den Jungen an, ist er nicht reizend?« verlangte er von seiner Freundin zu wissen. Sie drehte sich um und betrachtete Konrad, mit blinzelnenden, weiÙblonden Wimpern, halb sachlich, halb forschend, als sei er ein Gegenstand, den sie studiere, um festzustellen, ob und wozu er von Nutzen sei. Konrad wand sich im Sessel, verlegen und miÙmutig, was seinen Kameraden erheiterte.

Ja, das war Hartmut, spottlustig und schadenfroh. Er stammte von einem der Hildebrandtzwillinge ab, die sich mit Konrads Vater, vor dem Krieg Vierzehn-Achtzehn, derbe Lausbubenstreich erlaubt hatten. Zusammen mit Kempins sommersprossigen Flegeln und dem plumpen Justizinspektorensohn Eduard bauten sie Sprengstoff aus Kaliumpermanganat, Schwefelpulver und Kohlenstaub, um Pferde und Gaswerker kirre zu machen. Sie fingen streunende Katzen ein, schleuderten sie in den Gra-

ben vor Bogislaws Herzogschloß und schlossen Wetten ab, welche als letzte ertrank. Falls eine es schaffte, das Schilf zu erreichen, rannten sie johlend zur Stelle am Ufer, um die Katze mit Stockhieben wieder ins Wasser zu treiben. Mit einer entwendeten Jagdflinte schossen sie Dohlen ab, zielten auf Reiher und Flußbiber, bis sie aus Versehen einen taubstummen Knecht trafen, der aus dem Schilf auf der anderen Flußseite kippte. Erst mit diesem tragischen Unfall kamen Hildebrandts Zwillinge und Ludwig Kannmacher zur Vernunft und konnten es einen Segen nennen, wenn man nur halbherzig in dieser Sache ermittelte; ein taubstummer, geistig behinderter Knecht brachte keinen Polizisten auf Trab.

Und bald befahl man den sechsen, auf Menschen zu schießen, als sie mit achtzehn Jahren in den Krieg zogen. Nicht alle der Jungs kehrten heim. Erst traf es einen der Kempins – er verblutete in seinem Schanzloch. Es folgte ein Hildebrandtzwilling, dem eine Granate den Unterleib wegriß. Ludwig Kannmacher wiederum hatte Mordsdusel. Er erlitt eine Splitterverletzung am Arm und erwachte im Krankenzelt bei den Franzosen, wo man sein zerschmettertes Fleisch von den Splintern befreite und den Klumpen nicht kurzerhand abschnitt. Die anderen drei trafen heil in der pommerschen Heimat ein. Der verbliebene Hildebrandtzwilling erlernte beim Vater das Buchbinderwesen und ging in der Werkstatt, die mit Ach und Krach zwei Familien erhielt, seinem Alten zur Hand.

Hartmut trat bald in die Fußstapfen seines Papas und erwies sich bereits mit zehn Jahren als Galgenstrick, der sich mit Vorliebe balgte und Unfug trieb, lebende Lurche ins Feuer warf, wo sie zerplatzten, Spatzen abmurkste und Kreuzottern fing, um sie anschließend in Konrads Schulpult zu legen. Zu dieser Zeit waren sie bitter verfeindet, der in seiner Schule als Judenfreund geltende Konrad und Buchbindersproß Hartmut Hildebrandt. Ohne aus einer Nazifamilie zu kommen, war Hartmut der wildeste Kerl einer Bande um Ortsgruppenleitersohn Ferdinand Pooch, von dem er sich zu seinen Untaten anstacheln ließ. Mit

zischenden Gerten vertrimmte er Jungs, die aus Werftenarbeiter- und Kohlenhauerhaushalten stammten und angeblich rote Bagage waren. Bei einem Kartographen, der vor '33 sozialdemokratischer Stadtrat gewesen war, warf er auf Verlangen des Ortsgruppenleitersohns Steine ins Wohnstubenfenster am Stadtwall, was der schlechten Verfassung des Rentners den Rest gab: Er starb an einem Herzanfall.

Nicht Ferdinands Naziparolen verleiteten Hartmut zu roher Gewalt. Er machte sich nichts aus politischen Dingen. Es war seine Kraft, eine berstende grimmige Kraft, die er loswerden mußte. Ansonsten war Hartmut ein pffiffiger Kerl, der im Unterricht wesentlich bessere Zensuren einheimste als der fanatische Ferdinand Pooch, selbst wenn der bei den Lehrern enormen Kredit hatte. Nein, einen Ideengeber brauchte der Buchbinderbengel nicht. Es hatte andere Vorteile, sich an den Schulkameraden zu halten. Im Schutz eines Ortsgruppenleitersohns konnte man Dinge anstellen, die sonst strengstens verboten waren, ohne im Karzer zu landen. Man handelte sich keine schlechteren Noten ein und lief nicht in Gefahr, von der Schule verwiesen zu werden – auf einen Streit mit dem Ortsgruppenleiter war keiner der Pauker erpicht. Und mit einer Anzeige war nicht zu rechnen. Keiner der Werftenarbeiter und Kohlenhauer wagte es, sich mit der Polizei anzulegen.

Vater und Großvater Hildebrandt waren verzweifelt, nichts brachte den Galgenstrick mehr zur Vernunft. Sein Hinterteil war voller blutiger Striemen, sein Gesicht blau geschwollen von Hieben und Ohrfeigen, die er bei seinem Vater kassierte. Der verdonnerte Hartmut zu Hausarrest, nutzloserweise – sein Sohn nahm Reißaus und schlief in einer Feldscheune oder beim Ortsgruppenleiter im Dachboden. Er sperrte den Jungen vergeblich im Keller ein, der sich von seinem kleineren Bruder befreien ließ, dem in Ferdinands Bande mitlaufenden Knut.

Hartmut beruhigte sich erst mit dem Steinwurf ins Wohnstubenfenster am westlichen Stadtwall, der den Kartographen ins Grab brachte. Und das nicht aus Schuß vor Bestrafung. Es

reisten zwar zwei Kriminalpolizisten aus Schlawe an, um den Anwohnern Fragen zu stellen – allerdings konnte niemand mit hilfreichen Angaben dienen, und bald stellte man die Ermittlungen ein. Im Kempinschen Lokal tippte man auf zwei Seeleute, die sich sternhagelblau einen Scherz erlaubt hatten, oder munkelte von einem illegitimen Sohn, der den Kartographen seit Jahren erpreßt habe. Kein Mensch in Freiwalde bezichtigte Hartmut, den Herztod des Mannes verschuldet zu haben, und selbst Vater Hildebrandt lehnte es ab, diese schlimme Geschichte dem Sohn in die Schuhe zu schieben.

Nur Konrad erfuhr, was passiert war, als Hartmut mit Ferdinand nichts mehr zu tun haben wollte und sich in der Schule mit anderen Freunden umgab. Bei aller Derbheit und Ruppigkeit erwies sich der Buchbinderjunge als feiner Charakter, der einerseits scharfsinnig, andererseits hilfsbereit war, was sich angenehm auf Konrads Schulnoten auswirkte.

Konrad war eine Niete in Mathematik, zum besonderen Verdruß seines Buchhaltervaters, mit dem er vor Klassenarbeiten zusammenhockte, um Geometrie- oder Algebrarechnungen vorzunehmen, grauenhafte Stunden, die nie anders endeten als mit einem cholerischen Kannmacheranfall. »Du bist zu dumm«, schrie der Vater aus vollem Hals, »du stinkst vor Begriffsstutzigkeit!« Hartmut wiederum war in Naturwissenschaften und Mathematik nicht zu schlagen, und bei Mathearbeiten schob er seinem Freund einen winzig und sauber beschrifteten Zettel mit allen Ergebnissen zu. Beide waren zu ausgefuchst, um sich erwischen zu lassen. Konrad streute beim Abschreiben absichtlich Fehler ein, Hartmut wiederum drohte den Jungs, die im Schulsaal als Petzen bekannt waren, vorsorglich Keile an – falls sich nur einer beim Lehrer verquatsche, werde er alle zu Matsch hauen.

Zu dieser Zeit steckten sie ewig zusammen, spielten Fußball und sprangen vom Steilhang ins Wasser, droschen Skat auf dem Dachboden, rauchten klammheimlich und wuchsten vereint um die Wette. Der Dritte im Bunde war Damenschneidersohn Er-

win Pfaff, der vierte Karl Stoph vom Zigarrenwarenladen, der sie, praktischerweise, mit Tabak versorgte, den er bei seinem Vater stibitzte.

Bis Hartmut Hildebrandt sich eine Freundin zulegte, die als junge U-Boot-Maats-Witwe in Schlawe zu Hause war, und keine Lust mehr auf Fußball und Wettwischen hatte. Seitdem war er heikel mit seinen Klamotten, die nicht verdreht und zerschlissen sein durften, und nahm alle sechs Tage ein knallheißes Bad. Die anderen langweilten sich ohne Hartmut, dem sie den Spitznamen »Pascha von Schlawe« verliehen, der beides verriet: Anerkennung und Eifersucht, und wenn sie sich nackt in der Wipper ausstreckten oder in einer Astgabel hockten und rauchten, spekulierten sie lustlos, zerfressen von Neid, was er mit seiner Witwe in diesen Minuten trieb.

»Karl fiel zwischen Baldenburg und Neustettin, als der Iwan schlagartig im Graben auftauchte, ein Kopfschuß und fertig, Stoph mußte nicht leiden«, Hartmut beugte sich vor, um sein Glas zu erheben, »Alfredo, wir trinken auf unseren toten Freund.« Er nahm einen tiefen Schluck, den er von Backe zu Backe schob. »Ah, dieses Zeug muß man sich auf dem Gaumen zergehen lassen.« – »Und was ist mit unserem Freund Erwin Pfaff?« – »Der ist in Sicherheit«, wiegelte Hartmut ab und steckte sich seine erloschene Zigarre an, »hatte enormes Schwein mit seinem Bauchschuß, ging in den Magen, wenn ich mich nicht irre, und er ist nicht auf der Stelle verblutet, stell dir das vor. Das nennt man Kismet, Alfredo.« Erwin hatte es mit einem Verletztentransport in die Gegend von Braunschweig verschlagen, er war bis auf weiteres außer Gefahr. Außer Gefahr war auch Damenschneider Pfaff, der beim Volkssturm einen Durchschuß am Knie abbekommen hatte, was es dem verwundeten Alten erlaubte, seine Familie aufs rettende Schiff zu begleiten, den letzten Freiwalde verlassenden Dampfer. Und außer Gefahr waren Hartmuts Geschwister, die mit Hildebrandtvater und Hildebrandtgroßvater, beide vom Volkssturm entbunden aufgrund

von Verletzungen, die sie sich selbst beigebracht hatten – der Vater am Finger der rechten Hand, den er sich abschoß, um außerstande zu sein, ein Gewehr zu bedienen, der Großvater am linken Fuß, als er absichtlich in eine Falle trat, die in der Werkstatt stand, um Ratten und Marder zur Strecke zu bringen –, ein haushoch beladendes Fuhrwerk bestiegen, um auf den Treck Richtung Westen zu gehen, und heil, allerdings ohne Pferde und Hausrat, zu guter Letzt in der Mark Brandenburg eintrafen. Außer Gefahr war Ortsgruppenleiter Pooch, der auf einen ehrenhaften Gifttod verzichtet hatte und sich bei Nacht und Nebel mit seinem DKW aus dem Staub machte. Und das nicht, ohne wertvollen Schmuck mitzunehmen – Brillantringe, Goldketten, silberne Armreifen –, den er aus dem Heimatmuseum entwendete, wo er sich als gewesener Konrektor auskannte, sowohl in der Sammlung als auch bei den Sicherheitsvorkehrungen. Seine vorzeitig verwelkte Luise, die mit dreißig bereits eine fette Matrone war, hockte schweigend und bleich auf dem Beifahrersitz. Beide kamen mit dem Kraftwagen nur bis nach Stolp, wo ein Gestapokommando den Wagen beschlagnahmte, ohne mit sich verhandeln zu lassen. Sie zerrten Luise, die Widerstand leistete, an den speckigen Armen und Beinen aus dem Auto und warfen beim Anfahren Koffer und Taschen ins Freie; auf sechshundert Meter verteilt landeten sie im Chausseegraben. Ortsgruppenleiter Pooch, der vor der Flucht aus Freiwalde sein Hakenkreuzabzeichen und seine Uniform sicherheitshalber im Moor der Kraut-Glawnitz versenkt hatte – die sie mit einem dankbaren Schmatzen verschluckte –, brach in Schluchzen aus, als er den Koffer entdeckte, in dem sich der Goldschmuck aus Bogislaws Zeiten befand, den er sich mit einem Strick um das Handgelenk band, bis sie, fußlahm, zerrissen und sonst ohne Habe, bei seinem Bruder in Boizenburg ankamen.

»Und unsere Heimat ist futsch«, sagte Hartmut, »verstehst du, Alfredo? Wir werden sie nie mehr betreten, unsere pommerische Welt ist im Arsch. Ich sage dir, dieses beschissene Morden hat deine und meine Vergangenheit restlos vernichtet.« Hart-

mut rieb seine dunkel umrandeten Augen, stieß hemmungslos auf und beschwerte sich bei seiner Freundin, er sterbe vor Durst. »Unsere Pulle ist leer, Marie, bring eine zweite«, schrie er vom Kamin an den Schanktisch.

Von der tiefstehenden Nachmittagssonne beschienen, tanzte glitzernder Staub in der Zimmerflucht. »Du solltest verduften, bald kommt Major Steinhammer, und der reißt mir den Kopf ab, wenn er euch begegnet.« Sie pustete sich auf die Finger und drehte die Flasche mit Nagellack zu. »Dein Major kann mich kreuzweise«, grummelte Hartmut, als Marie mit dem Kognak im Arm zum Kamin kam, »ich wette, von dem kriegst du deine Kosmetik, mein Kind, und als Abfindung darf er dich hacken.« – »Das geht dich nichts an, du Bekloppter«, versetzte sie kichernd und beugte sich vor, um dem Freund einen Kuß auf die Lippen zu pressen.

Hartmut packte sein randvolles Kognakglas, um es mit gierigen Schlucken zu leeren. »Es ist absolut sinnlos, Alfredo«, bemerkte er duster, »es lohnt sich nicht mehr. Bis vor einem Monat verteidigten wir unsere Heimat, unsere Familien, unsere Erinnerungen. Das hat sich erledigt, mein Junge. Und warum greifen wir heute zur Waffe, warum setzen wir unser Leben aufs Spiel? Das ist irrwitzig, hirnverbrannt, vollkommen meschugge.«

Konrad lauschte dem Kumpel mit wachsendem Unwillen. Was er vom Stapel ließ, konnte den Schulkameraden vors Standgericht bringen. Das war reinster Meutergeist, wenn er nicht aufpaßte, kostete das seinen Kopf. »Du bist sternhagelvoll, du Idiot«, schnappte Konrad, »es ist unser Vaterland, das wir verteidigen. Bis zur letzten Patrone, hast du das vergessen? Willst du dem Iwan erlauben, kampflös bis Berlin zu ziehen?« – »Ach was, wir verteidigen Hitler, und der hat als Kriegsherr versagt«, schimpfte Hartmut, halb lallend, »der ist eine Pfeife, verstehst du? Seine Scheißhaut will er retten, sonst nichts.« – »Halt deine Schnauze«, erwiderte Konrad erstickt, vor Wut und Entsetzen klatschnaß, »willst du Fahnenflucht begehen, oder was?« Hartmut starrte verdrossen auf seinen Zigarrenstumpfen. »Und

wenn?« sagte er leise, »und wenn?« Blitzartig richtete er sich im Sessel auf, und mit einem komischen Glanz in den Augen, der unheimlich, irre war, stierte er Konrad an. »Du wirst den Befehl nicht verweigern, ich weiß es. Du bist ein korrekter Mensch und ein korrekter Soldat, der buchstabengetreu seine Arbeit verrichtet, Alfredo. Nicht wahr?« Konrad begriff nicht, was Hartmut bezweckte, und nickte. »Und wenn man mich wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt und dich dem Erschießungskommando zuteilt«, Hartmut hob seine Stimme, »wirst du auf mich feuern, mein Freund, das ist klar. Ist ja deine verdammte Soldatenpflicht, richtig?« Hartmut bog sich vor Lachen und hieb sich auf beide Knie. »Ja, du bringst es fertig und schießt mich kaputt.«

»Du spinnst«, sagte Konrad verbittert und spielte erregt mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, das er aus der Tasche zog, ohne es mitzubekommen. Das Blechteil entglitt seinen Fingern und fiel auf den Boden. Hartmut hatte zwar einen Liter Kognak im Leib – trotzdem beugte er sich wieselflink aus dem Sessel und grapschte den Orden vom Teppich. »Scheißdreck, verdammter, das kann nicht dein Ernst sein«, er drehte das EK1 in seinen Fingern, »sie haben dir das Ding Erster Klasse verliehen.«

Konrad fand keine Gelegenheit mehr, Hartmuts irriige Annahme richtigzustellen, vom wahren Besitzer, dem Lauenburger Lehrer, zu sprechen, der im Frachtwaggon an seiner Seite krepitiert war und in den Nachtstunden vor seinem Ende das EK1 in Konrads Jacke verstaut haben mußte, wo es sich, aus der Tasche mit klaffendem Futter, einen Weg bis zum Jackensaum unten gebahnt hatte.

In diesem Augenblick klingelte es. »Los, los, das ist Steinhammer, macht euch vom Acker.« Marie rannte panisch zur Sitzecke beim Kamin, um in Null Komma nichts alle Spuren zu beseitigen, rang mit Hartmut um halbleere Flasche und Abschiedskuß und trieb sie krakeelend zum Liefereingang.

Das wiederum ließ sich der Kumpel nicht bieten. Von seiner Freundin verleugnet zu werden, betrachtete er als Beleidigung.

Kurzerhand machte er kehrt, in der Absicht, den Vordereingang zu benutzen und es diesem »Steinhammerarschloch« zu zeigen. Mit der halbleeren Flasche, die in seinem Arm klemmte, und dem Eisernen Kreuz in der Hand, tobte er aus der muffigen Dienstbotenstiege. Marie konnte Hartmut nicht aufhalten, sie hatte den Platz an der Theke verlassen. Im vornehmen, nach Bohnerwachs riechenden Treppenhaus, mit Stuckleisten an der Wand, Fenstern aus buntem Glas, die den Nachmittagssonnenschein schillernd zerlegten, hing sie an Major Steinhammers Hals, der den Handlauf umklammerte, schwankend und wankend. Nicht zu Boden zu gehen fiel dem Mann sichtlich schwer. Marie hielt sich an seinem Nacken fest, stieß spitze Schreie aus, strampelte mit beiden Beinen vor maßloser Wiedersehensfreude. »Ist ja gut, Kindchen, laß mich«, versetzte der Offizier.

Major Steinhammer ging auf die sechzig zu, hatte ein Walroßgesicht voller Schmissee und Fettpolster, einen Walroßschnurrbart, der schneeweiß war, und Basedowaugen, die wasserblau glubschten. Mit einem Taschentuch wischte er sich seinen glitzernden Schweiß von der Stirn. »Was wirst du erst mit mir anstellen, wenn du mein Mitbringsel auswickelst«, kicherte Steinhammer, »man muß sich ja vorsehen vor dir.« Und er packte sie zwischen den Schenkeln.

Es war nicht Major Steinhammers ruppiger Griff ans Geschlecht, der sie aufschreien ließ. Marie hatte Hartmut entdeckt, und der flegelte frech an der Treppenhauswand. Mit der halbleeren Flasche, die er in der Luft schwenkte, prostete er Major Steinhammer zu. »Mach keinen Unsinn, Mensch«, murmelte Konrad, der sich vorsorglich in Hartmuts Jacke verkrallte, um einem totalen Schlamassel zuvorzukommen. Sein Schulkumpel brachte es fertig und warf sich auf Steinhammer oder das Flittchen.

»Wer ist das?« erkundigte sich der Major bei Marie, »ist der Kerl dir bekannt?« Er glotzte zu Hartmut hoch, rieb sich den Walroßbart. »Das ist kein Benehmen, Mensch«, schnauzte er, »nehmen Sie Haltung an!« Konrad boxte den Freund in die Sei-

te, der zu sich kam und beide Hacken zusammenknallte. »Ein Bekannter«, log sie, »ein entfernter Bekannter, ich meine, wir kennen uns andeutungsweise, nicht richtig, du weißt, was ich sagen will, Schatz?« Major Steinhammer wirkte verwirrt, und als Hartmut sich einmischte, um so verwirrter. Leutselig lallend, als seien Maries Worte an seine Adresse gerichtet gewesen, bemerkte er: »Klar, Schatz, ich weiß, was du meinst.«

Hartmut taumelte auf Major Steinhammer zu. »Melde gehorsamst, Herr Leutnant, wir haben uns verlaufen. Wollten nichts als das Eiserne Kreuz Erster Klasse begießen, verstehen Sie, mein Gutster?« Und er hielt triumphierend Konrads Orden hoch. »Bleiben Sie stehen, Mann«, schimpfte der Offizier und wich eilig zwei Schritte beiseite, als Hartmut zu einer Umarmung ansetzte. »Kennen Sie sich nicht mit den Abzeichen aus? Doppelschwinge und Eichenlaubkranz, na, was ist das? Ich bin Major und kein Leutnant, Sie Hornochse. Los, scheren Sie sich aus meinen Augen. Wenn ich Sie nicht melde, verdanken Sie das nur dem EK1.« – »Zu Befehl«, schnarrte Hartmut, »Herr Leutnant, wir zischen ab«, und torkelte, Stufe um Stufe, zum Ausgang im Erdgeschoß. Und als sie beide im Freien waren, brach Konrads Kumpel in wieherndes Lachen aus. »Die zwei werden Zoff haben, wollen wir wetten? Der in seiner Liebhaberehre verletzte Major wird der Schlampe den Hintern versohlen.« Prustend lehnte er sich auf den Schulkameraden. »Zieh keine Fluppe, Alfredo, das steht dir nicht. Ich will meinen Spaß haben, Junge, bevor ich ins Gras beiße.«

Freiwillige vortreten

Kurz vorm Zapfenstreich trafen sie in der Kaserne ein. Konrad trennte sich in aller Eile vom Schulfreund, der in einem anderen Block schlief als er, um schleunigst aufs Scheißhaus zu kommen. Und als er auf dem Latrinenloch hockte, wo er sich seinen Bauch hielt und wimmernd entleerte – nie hatte er einen schlimmeren Durchfall gehabt –, meldete sich eine Lautsprecherstimme und befahl den Soldaten, im Hof anzutreten. Ohne einen lausigen Fetzen Papier zu entdecken, mit dem er sich abwischen konnte, taumelte Konrad vom Platz auf dem Balken, zerrte am Hosengurt, keuchend vor Schwindel und grimmigen Schmerzen im Darm.

Endlich war er im Freien und rannte zum Hofviereck, in schiefstehender Hose, mit schmutzigen Fingern, und reihte sich neben den strammstehenden Landsern ein. Er stand unmittelbar vor dem unruhig mit seinem Fuß auf den Teerboden klopfenden Hauptmann, von dem sie erfuhren, warum man den Haufen von nahezu sechshundert Mann hatte antreten lassen. Er habe Befehl, dreißig Leute zu finden, die willens seien, an einem Sonderauftrag teilzunehmen, teilte der Hauptmann mit schneidender Stimme mit. Wer sich einen Orden verdienen wolle, werde bei diesem Kommando nicht leer ausgehen. Wer melde sich freiwillig, wollte er wissen und kippelte auf seinen Stiefeln.

Konrad, dem es vor reißenen Darmschmerzen schwerer und schwerer fiel, sich auf den Beinen zu halten, streckte ohne

zu zaudern den Arm in die Luft. Sich zu melden, besaß seine Vorteile: Erstens hatte er Schieß vor der Seereise nach Gotenhafen am morgigen Vormittag. Man mußte mit russischem U-Boot-Beschuß rechnen, und ein von Torpedos zerrissenes Schiff, das in aller Eile zum Meeresgrund sackte, war nichts als ein Stahlsarg, dem niemand entkam. Sein Grab in der Ostsee zu finden, das war keine reizvolle Aussicht, im Gegenteil. Er zog es vor, auf dem Festland zu bleiben. Mit der Meldung zum Sonderauftrag konnte er sein Quartier in der pommerschen Hauptstadt aufschlagen – und das hatte Vorrang vor allen Bedenken. Zweitens wollte er sich einen Orden verdienen. Wer als Soldat aus dem Krieg ohne Auszeichnung heimkehrte, war ein Versager und Feigling, blamierte sich vor seinen Leuten. Und es durfte kein Eisernes Kreuz Erster Klasse sein, das man einem verendeten Lauenburger Lehrer verdankte. Mit einem erschlichenen Orden zu prahlen war peinlich, charakterlos, lumpig. Drittens mußte er in seiner Not wieder dringend zur Latrine, um sich zu erleichtern – und das lehnte der Hauptmann bestimmt nicht ab, bei einem Mann, der sich freiwillig meldete.

Um Lampen und Lastwagen zappelten Fledermausschatten, und im Hofviereck herrschte beklemmende Stille. Er starrte den Hauptmann an, der sich am Hals kratzte und auf seinen Zehenspitzen wippte. »Freiwillige vortreten«, schnauzte er wieder, und Konrad verließ seinen Platz mit verkneiftem Hintern und schwankend vor Schmerz. Niemand sonst setzte sich in Bewegung, was er erst bemerkte, als er an der Seite des Hauptmanns stand, mit dem Gesicht zu den reglosen Reihen. Er war mit seiner Meldung vollkommen allein. Konrad kam der Verdacht, einen Fehler begangen zu haben, einen schweren, verheerenden Fehler. Und es verbot sich von selbst vor dem Haufen aus nahezu sechshundert schweigenden Mann, um Erlaubnis zu bitten, aufs Scheißhaus zu gehen.

»Das nenne ich Mut, Junge«, bellte der Hauptmann, der unangenehm aus dem Rachen stank und Konrad einen Schlag auf die Schulter versetzte. »Und sonst keiner?«, er wandte sich wie-

der zum Haufen um, »nur Feiglinge in seiner Truppe zu haben, wird den General nicht erfreuen. Besiegt euren inneren Schweinehund, Leute!« Eine einsame Hand reckte sich in die Luft. »Vorkommen«, schnarrte der Hauptmann. Und der auf sie zusteuernde Kamerad, der sich weiß Gott nicht beeilte, sein Ziel zu erreichen, mit einer Hand in der Tasche zum Nachthimmel linste, als ginge er auf dem Kasernenhof spazieren, war kein anderer als Hartmut Hildebrandt.

Man wies den zwei Freiwilligen einen Schlafsaal zu, abseits von allen anderen, mit rund dreißig Betten, die frisch bezogen waren, weich und bequem. Konrad durfte ein sauberes Scheißhaus benutzen, mit Waschbecken und Toiletten aus Porzellan, das sich auf dem Stockwerk befand, wo sie schliefen. Das war in seiner Verfassung besonders erleichternd. Mit seinem sich wieder und wieder verkrampfenden Darm mußte Konrad bisweilen auf die Schnelle zum Lokus rennen, um nicht in Hosen und Bettzeug zu machen. Um so mehr, als er auf dem Abort echtes Klopapier und angenehm riechende Seife entdeckte. Und vom Hauptmann bemerkenswert freundlich behandelt – er lud sie zu einem Glas schottischen Whisky ein, plauderte von seinen pommerschen Vorfahren und verlor keine Silbe zum Sonderkommando –, erhielten sie neue Spezialuniformen, die beiden perfekt auf dem Leib saß.

Konrad war hochzufrieden mit seiner Entscheidung, anders als Hartmut, der mißmutig wirkte, sich in finsternes Schweigen verbiß. Erst als sie zu Bett gingen, fing er zu schimpfen an, es sei Konrads Schuld, wenn sie im Arsch seien. Seine Stimme kam rau und erstickt aus dem Nachbarbett. Sich freiwillig zu einem Todeskommando zu melden, sei absolut hirnverbrannt. »Todeskommando, ach was«, wehrte Konrad ab, »oder kannst du mir sagen, was sie mit uns vorhaben? Du weißt es nicht besser als ich.« – »Das ist es ja«, grummelte Hartmut, »sie schweigen sich aus. Daß das nichts Gutes verheißt, Junge, sollte dir klar sein.« Konrad, der sich im Kissen aufrichtete, schmiegte sein Kinn in die Hand und betrachtete Hartmuts verwischte Gestalt auf dem Nachbarbett. Sein Schulkumpel starrte zur Decke des Schlaf-

saals mit schimmernden, unruhig huschenden Augen, die Konrad an den vor der Hauptpost in Bromberg von einer Granate zerrissenen Gefreiten erinnerten. Diese Vorstellung war ein gewaltsamer greller Blitz, der seine Kehle zusammenpreßte. Unversehens dem Weinen nah, warf er sich wieder ins Kissen. »Und was ist mit dir?« fragte Konrad beklommen, »warum hast du dich zu diesem Kommando verpflichtet, wenn das absolut hirnerbrannt ist?« Hartmut schwieg eine Weile, als zaudere er. »Kannst du dir das nicht denken?« versetzte er endlich, »um dich nicht alleine zu lassen, Alfredo«, und drehte sich knurrend auf die andere Seite.

Am anderen Morgen, als sie in den neuen Spezialuniformen auf der Treppe vorm Block hockten, rauchten und schweigsam zur Sonne hochblinzelten, schlenderte ein Offizier auf sie zu, straff und sportlich, mit jugendlich glattem Gesicht, der sich den beiden, die aufsprangen und strammstanden, als Angelus Holzapfel vorstellte, Leiter des Sonderkommandos, das er in den kommenden zwei Tagen zusammenstellen werde. Sie sollten kein Aufhebens machen, befahl er mit ruhiger Stimme, und sich wieder setzen.

Konrad mochte den Mann auf der Stelle. Hochmut und Eitelkeit waren dem Leutnant fremd, der sich neben den Jungs auf der Steintreppe niederließ und erfahren wollte, wo sie im Einsatz gewesen seien. Er selber kam aus einer schlesischen Kaufmannsfamilie und hatte in Breslau studiert, um bei Ausbruch des Krieges zur Wehrmacht zu gehen und am Feldzug in Polen teilzunehmen. Und das nicht aus Verlegenheit, merkte er zwinckernd an, er habe sein Studium der Philosophie und Geschichte mit Eifer und Ehrgeiz betrieben und ausnahmslos gute Zensuren erzielt, zum Kummer des Vaters, von dem er den Breslauer Handelsbetrieb erben sollte. Aus patriotischer Pflicht und Verantwortung, aus Liebe zum deutschen Volk und seinem Vaterland habe er auf das Studium verzichtet.

Angelus Holzapfel zog eine silberne Dose mit Schnupftabak aus seiner Uniform, die er aufschraubte und beiden Jungs vor

die Nase hielt, mit der Ermunterung, sich zu bedienen. Er behandelte sie kameradschaftlich, gleichwertig, von Mann zu Mann, von Soldat zu Soldat, und im Nu herrschte zwischen den dreien ein vertraulicher Umgangston, um so mehr, als er seinen Gefreiten das Du anbot, eine Einladung, die man mit Handschlag besiegelte.

Erst am Schluß stellte er eine heikle Frage und verlangte zu wissen, warum sie sich an diesem Sonderkommando beteiligten. Konrad zauderte, druckste, betreten und ratlos. Ehrlich zu antworten war schlicht undenkbar, und Holzapfel anschwindeln wollte er nicht. Hartmut half seinem Schulkumpel aus der Verlegenheit, als er ohne ein Mundwinkelzucken versetzte: »Aus patriotischer Pflicht und Verantwortung, aus Liebe zum deutschen Volk und unserem Vaterland«, eine Antwort, die Holzapfel stutzen ließ. »Mhm«, machte er mißmutig, steckte den Tabak ein, stand von der Steintreppe auf. Seine Verstimmung war von kurzer Dauer. »Aus Liebe zum Vaterland – Jungens, das lobe ich mir«, sagte er nickend und grinste von einem Ohr zum andern, als er sie verließ.

Im Schlafsaal waren bald alle Betten belegt. Leutnant Holzapfel brauchte nicht mehr als zehn Stunden, um das Sonderkommando zusammenzutrommeln. Seine Freiwilligen waren Kraftnaturen, Rauhbeine, Haudegen aus allen Ecken des Reiches, Abenteurer, die sich mit dem Teufel anlegten: Ein wegen Totschlags zu Zuchthaus verurteilter Bursche – er hatte im Suff seinen Vater erstochen –, der als absolut einziger aus seinem Strafbataillon von knapp eintausend Mann nicht krepitiert war, als man sie in den vordersten Linien einsetzte oder zur Probe auf Minenfelder jagte; ein Berliner, der Chefkoch im Adlon gewesen war, bis er seine Ehefrau mit dem Direktor erwischt hatte, im Bett einer Luxussuite, die er zu Kleinholz zerlegte, um am anderen Tag vom Zivilleben Abschied zu nehmen und sich bei der Wehrmacht zu melden; ein Deutschlandmeister im Mittelgewichtsringen, der sich den Kameraden als Sische vorstellte, bei der Artillerie halb ertaubt, von besonderer Herzlichkeit, lus-

tig und schlicht; und zwei befremdliche Kerle mit goldenen Gebissen und schillernden Ritzzeichnungen auf der Haut, in der Vorkriegszeit Luftakrobaten beim Zirkus, unzertrennliche Freunde, die ewig zusammensteckten, es ohneinander nicht aushielten. Sie erinnerten an siamesische Zwillinge, wenn sie auf der Treppe vorm Block hockten und eine rauchten, mit absolut gleichen Bewegungen. Das verhielt sich nicht anders beim Stiefel- und Waffenpolieren, Rasieren oder Essen, mit allen Verrichtungen fingen sie gleichzeitig an und mit allen waren sie gleichzeitig fertig. Bei den anderen hießen sie nur *Piff* und *Paff*. Diese Spitznamen erwarben sie sich in der ersten Zeit, als sie vorm Zubettgehen Russisch Roulette spielten, zur Gaudi der anderen, die sie umringten und gellende Wetten abschlossen.

Trotz der Patrone im Trommelrevolver setzte keiner der beiden sein Leben aufs Spiel. Aus der uralten Waffe kam niemals ein Schuß, was im Haufen bald Mißtrauen erregte. Es mußte sich um einen billigen Trick handeln, mit dem sich die beiden an den Kameraden bereicherten, Fressalien, Kippen und Wettgeld einstrichen. In der dritten Nacht kam es zur Keilerei zwischen den Luftakrobaten und dem wegen Totschlags zu Zuchthaus verurteilten Burschen, der mit einem Stuhl auf sie eindreschen wollte. Blindlings, berserkerhaft, vollkommen außer sich, zielte er wieder und wieder ins Leere – die beiden waren wesentlich flinker als er –, bis der Leutnant im Schlafsaal auftauchte. Bei seinem scharfen Kommando erstarrte der Tobende und ließ den bereits halbzerschmetterten Stuhl auf den Boden fallen.

Als er vor Angelus Holzapfel stand, den er, wie alle anderen, aufs tiefste verehrte, seine Zehenspitzen anstierte, schuldbeußt, reuevoll, erinnerte er an ein Kind, das in einem zu großen und kraftvollen Leib steckt, ein angstvoll, ergeben und einsichtig seine gerechte Bestrafung erwartendes Kind. Leutnant Holzapfel wollte erfahren, worum es ging, und als alle Welt losquatschte, winkte er Konrad, der auf seinem Bett hockte, neben sich, um sich in Ruhe berichten zu lassen, was los war. Am Ende beschlagnahmte er den Revolver, versetzte dem Zuchthausmann

einen flachen Schlag auf den Hinterkopf, und mit einem trockenem: »Solltet euch ausspannen, Leute, um frisch zu sein, wenn wir den Iwan am Arsch packen«, schlenderte er aus dem Schlafsaal.

Bis auf diesen Vorfall waren sie eine friedliche Truppe. Außer den schrulligen Kerlen gab es eine Reihe von in sich vergrabenen Typen, teils finster verschwiegen, teils blass und befangen, und was sie erlebt hatten (oder verbrochen), nahmen sie, im Laufe der kommenden Wochen, mit sich ins Grab.

Am zweiten Tag hatte sie Angelus Holzapfel von den Zielen des Sonderauftrags unterrichtet, als sie in der Kantine Kaffee zu sich nahmen, Brote mit Marmelade und Schinkenspeck aßen. Es handele sich um ein Stoßtrupp- und Fernunternehmen, ließ der Leutnant die Kauenden wissen, das im Feindesgebiet operieren werde. Absicht und Aufgabe sei es, strategisch empfindliche Stellen zu treffen, Batterien und Verkehrsknotenpunkte zu sprengen oder Nachschubkolonnen auszuschalten. Zu diesem Zweck werde man eine Nahkampfausbildung von sechs, sieben Tagen vornehmen und dem Haufen beibringen, was ein echter Indianerkrieg sei. Letzteres sagte er mit einem Feixen, das der Gruppe ein klammes, pflichtschuldiges Lachen abrang. Selbst Sische, der sonst eine Frohnatur war, ließ es bei einem Grunzen bewenden. Man stierte beklommen und still in den Kaffeepott oder auf seinen Teller mit Schinkenspeckstullen, das behagliche Trinken und Kauen war der Truppe vergangen. Hartmut, der an Konrads Seite saß, zischte: »Ich wußte es, das wird ein richtiges Selbstmordkommando«, und rieb sich seine Finger vor Stolz, recht behalten zu haben.

Konrad erwiderte nichts. Er mußte sich mit aller Macht zur Beherrschung zwingen, niemand sollte es mitkriegen, daß er vor Angst verging. Seine Verzweiflung war unbeschreiblich. Wenn er sich vorstellte, was sie erwartete, auf Feindesgebiet, in den russischen Stellungen, beim erbitterten Kampfeinsatz Mann gegen Mann, bekam er keine Luft mehr vor Grauen. Krampfhaft starr-

te er auf einen Punkt in der Ferne, atmete flach und bewegte sich nicht. Zum Gegenstand von Sticheleien zu werden, von Schadenfreude und Hohn, wollte er sich ersparen.

»Hat jemand Fragen?« Es reckte sich keine Hand. Leutnant Holzapfel grinste: »Zum angenehmen Teil der Geschichte. Mein Sonderkommando wird reiche Verpflegung erhalten, Frontverpflegungssatz I, was nichts anderes heißt als pro Mann und pro Tag tausend Gramm Schokolade, sechshundert Gramm Zwieback, dreihundert Gramm Dosenfleisch, hundertzehn Zigaretten und fuffzig Gramm Bohnenkaffee.« Er erntete Beifall, der freilich verhalten und matt ausfiel, was seiner blendenden Laune keinen Abbruch tat. »Ausbilden werden wir ausschließlich nachts, Leute. Zum einen soll der Iwan nicht mißtrauisch werden und uns vor der Zeit auf die Schliche kommen. Zum anderen werden das eure Bedingungen sein: Nachtstille, Finsternis, Nebel und Frost. Ruht euch aus, eßt zu Mittag und schlaft eine Runde, bei Dunkelheit fangen wir an.«

Und in dieser verregneten, eisigen Nacht ging es los. Man drillte dem Haufen das Anschleichen ein, wie man unbemerkt, blitzartig, sauber und wirkungsvoll den Gegner entwaffnen und kaltstellen konnte, Nahkampftechniken aller Art bis zum Jiu-Jitsu, das Sich-auf-dem-Wasser-Bewegen und Anlanden, was absolut lautlos vonstatten gehen mußte, wenn man nicht schnurstracks entdeckt werden und dem Maschinengewehrfeuer zum Fraß fallen wollte, den Sprung mit dem Fallschirm aus dreitausend Metern und wie man mit Sprengstoff umging. Alle Mann waren mit je zwei Pistolen bewaffnet, einer Maschinenpistole von siebenmal siebzig Schuß, Fernglas und Dienstuhren, Landkarten, Kompassen. Am Koppelschloßtragegestell hing der Brotbeutel, in dem Schokolade und Kippen verstaut waren.

In den kommenden Wochen, bis kurz vorm Zusammenbruch, machte Konrad mit Landschafts- und Ortsnamen Bekanntheit, die sich seiner Erinnerung einpressten: Ziegenort, Wilhelmsdorf, Damscher See und Wollin, Stepenitz, Schwantefitz, Gonserin, Gaulitz, Insel Leitholm und Zarthenin, Sager

und Paulsdorf. Von diesen Namen kam er zeit seines Lebens nicht los, als seien es niemals vernarbende Brandzeichen, unverwischbare Spuren einer Schuld, die nicht ausheilen konnte.

Wer sich umdreht, der kommt nicht mehr wieder

In einer klaren, vom Halbmond beschienenen Nacht legten sie mit dem Ruderboot ab: Konrad, Hartmut und andere sechs Mann aus dem Sonderkommando. Zwei Leute vom Volkssturm bedienten die Ruder und Holzapfel hockte mit Konrad am Bug. Von Leitholm aus, das noch in Wehrmachtshand war, glitten sie auf eine weit in die Oder vorspringende Landzunge zu. Bisläng hatte man keine feindlichen Truppenbewegungen in dieser Gegend beobachtet. Sie sollten den Feind auf der anderen Seite von Ziegenort ausspionieren und feststellen, wo er sich mit seinen Stellungen verschanzt hatte, und das ließ sich nur auf dem Landweg erledigen. Erst mußten sie unbemerkt ankommen und sich im Anschluß zu Fuß zu den Stellungen schleichen.

Mit leise eintauchenden Rudern bewegten sie sich auf die Halbinsel zu. Vom Wasser, das gegen die Außenwand schwappete, petroleumschwarz und spiegelglatt, stiegen Schleier auf, die sich als feines Gespinst weißer Schwaden vorm Landzungenufer zusammenzogen. Außer Schatten und Schemen war nichts zu erkennen, es herrschte gespenstische Stille. Konrad lauschte, vor Anspannung starr, in die Nacht und umklammerte seine entscherte Waffe. Wieder mußte er sich mit Gewalt zur Beherrschung zwingen, um nicht aufzuspringen, um sich zu schlagen und loszuschreien, außer sich vor Entsetzen und Angst. In dieser Nußschale waren sie vollkommen wehrlos. Wenn man sie entdeckte und mit einer russischen Pak beschoß, gingen sie alle

zum Teufel. Und sie waren beileibe nicht schwer zu erkennen im Boot, das allein auf dem offenen Wasser schwamm, trotz der vom haarfeinen Nebel verschleierte Sicht.

Aus dem behutsamer werdenden Ruderschlag drang Mutters Stimme an seine Ohren, klar und vernehmlich, als sitze sie an seiner Seite. »Dreh dich nicht um«, sagte sie, »wer sich umdreht, mein Junge, der kommt nicht mehr wieder.« Das war am Tag seines Aufbruchs gewesen, vor knappem zwei Jahren, im Herbst '43, als er seine Kriegsdienstverpflichtungszeit bei der Marine in Kolberg angetreten hatte. Zu dieser Zeit war er sechzehn, ein Kindskopf mit Milchbart und krausen Ideen von der Welt. Vom Elternhaus Abschied zu nehmen und monatelang in der Fremde zu bleiben, fiel Konrad schwer, das war eine neue, beklemmende Erfahrung, die sich mit unwiderstehlichen Aussichten mischte. Bei der Vorstellung, was seinem Leben bevorstand, Abenteuer, Gefahren, Feuertaufen und Wagnisse, klopfte sein Herz bis zum Hals. Er bemerkte an sich eine tiefe Erregung, die wieder und wieder in Heimweh umkippte. Er kam sich verlassen und schutzlos vor.

In dieser Verwirrung ging er aus dem Haus und beeilte sich, schnurstracks zum Bahnhof zu kommen, wo sein Zug auf dem Gleis bereits dampfte und pfiff, und als Konrad den Holzzaun zum Bahnsteig erreicht hatte, konnte er nicht widerstehen und drehte sich um. Er starrte zum Gartentor mit seinem Rundbogen, den Vater mit englischen Rosen bepflanzt hatte, die in der kraftlosen Herbstsonne leuchteten, als weißgelbe Tupfer vorm schmutzigen Grau der Fassade, er starrte benommen und niedergeschlagen zum Haus, in dem er seine Kindheit und Jugend verbracht hatte, und das schlagartig klein wirkte, schlicht und verkommen, mit seinem von Flechten eroberten Dach, den verrosteten Dachrinnen und schmierigen Fenstern, die abweisend, dunkel und ausdruckslos Seehimmelwolken und Herbstsonne spiegelten. Es war ein Fehler gewesen, sich umzudrehen, und das um so mehr, als er mit dieser Dummheit, ohne Sinn und Verstand, seine Heimkehr verspielt hatte. Ja, zum Schluß hatte